

Zu Ehren Ijarkors

Am Vorabend des großen Spiels – ein Krieger kehrt zurück

von H. G. Francis

Auf Terra schreibt man Anfang August des Jahres 448 NGZ, was dem Jahr 4033 alter Zeitrechnung entspricht. Somit sind seit den dramatischen Ereignissen, die zum Aufbruch der Vironauten und zum Erscheinen der beiden Sothos aus ESTARTU führten, mehr als 16 Jahre vergangen.

Seither haben die Lehre des Permanenten Konflikts und der Kriegerkult in der Galaxis ihren Einzug gehalten. Dennoch hat Sotho Tyg Ian den Widerstand der Galaktiker nicht brechen können. Geheimorganisationen, allen voran die von Julian Tiffloor geleitete GOI, sorgen dafür, daß die Hoffnung auf Freiheit von fremder Unterdrückung erhalten bleibt. Mehr noch: Der GOI gelingt es, dem Sotho empfindliche Niederlagen beizubringen und sogar den Tod eines Ewigen Kriegers herbeizuführen.

Auch im Reich der 12 Galaxien, wo die Ewigen Krieger im Namen ESTARTUS seit Jahrtausenden regieren, regt sich in jüngster Zeit mehr Widerstand gegen ihre Herrschaft denn je zuvor. Zwei Terraner und ein Netzgänger vom Volk der Ophaler verfolgen einen großen Plan und setzen etwas in Bewegung, das den Machthabern von ESTARTU einen entscheidenden Schlag versetzen soll. Das neue Spiel des Lebens bildet die Voraussetzung für das Gelingen des Planes. Das Spiel findet statt ZU EHREN IJARKORS...

Die Hauptpersonen des Romans:

Lainish - Der Chef des Hatuatano als Saboteur.

Aysxixa - Lainishs Vertraute und Geliebte.

Toomoan Taan und Köön Chaaer - Mitglieder eines ophalischen Geheimordens.

Salaam Siin, Ronald Tekener und Roi Danton - Sie bereiten einen großen Coup vor.

Ijarkor - Der Ewige Krieger kehrt von Etustar zurück.

1.

„Zu Ehren des Ewigen Kriegers Ijarkor soll das große Spiel des Lebens stattfinden“, sagte Lainish, der Anführer des Hatuatano. „Roi Danton und Ronald Tekener wollen, daß es das ultimate Spektakel schlechthin wird. Elf Ewige Krieger werden erwartet. Mitsamt ihren Animateuren.“

„Auch Ijarkor?“ fragte Aysxixa. Die Gavvron war etwa einen Kopf größer als der zwergenhafte Mutant. Sie hatte die weit vorspringenden Augenbrauenwülste ihres Volkes, die so weit hervorragten, daß sie eine zweite Stirn bildeten. Sie hatte sie mit reizvollen roten, grünen und weißen Mustern versehen, die so geschickt gestaltet waren, daß ihr Gesicht dadurch gestreckter und ihre Augen größer wirkten. Die Seitenflächen ihrer Nase hatte sie abgedunkelt, um sie schmaler und eleganter erscheinen zu lassen. Die Lippen hatte sie dagegen leicht übermalt, so daß sie breiter aussahen, als sie tatsächlich waren.

Aysxixa war eine junge Frau, die sich ihrer Wirkung auf Lainish bewußt war. Während sie in dem phantasievoll eingerichteten Raum auf und ab schritt, ließ sie ihn keine Sekunde lang aus den Augen. Sie drehte und wendete sich verführerisch hin und her und

registrierte mit besonderer Genugtuung, daß er sich immer öfter über die Stirn fuhr, um den Schweiß abzuwischen. „Auch Ijarkor“, betonte Lainish.

„Vergiß nicht, ihm zu Ehren findet das große Spiel statt. Es wäre ja geradezu lächerlich, wenn ausgerechnet er nicht dabei wäre.“

„Er ist nach Etustar gereist“, stellte sie fest. Betont langsam ließ sie sich Lainish gegenüber in eine gepolsterte Antigrafschale sinken. Sie war sich ihrer Schönheit bewußt, und sie betonte die Ebenmäßigkeit ihrer Formen mit Hilfe ihrer Kleidung. Sie trug eine Bluse aus einem seidigen Stoff, die ihren Oberkörper wie ein Schleier umgab und die Phantasie des Mutanten anregte. Die weit geschnittenen Hosen waren zu mehreren Querfalten gerafft und ließen ihre Beine weitgehend frei. Mehrere Ketten zierten ihren Hals. Sie raschelten und klirrten bei jeder ihrer Bewegungen.

„Und es gibt Gerüchte“, fuhr sie fort. „Gerüchte über ESTARTU.“

„Auf die sollte niemand etwas geben“, winkte Lainish ab.

Er befand sich in den Wohnräumen Aysxixas, zu der er sich in einem Maß hingezogen fühlte wie zu keiner anderen Frau, der er je begegnet war. Er griff nach ihrer Hand.

„Was reden wir denn?“ fragte er mit belegter Stimme. „Aysxixa, begreifst du denn nicht? Ich bin ein Wesen aus Fleisch und Blut. Ich habe Gefühle. Und wenn du in meiner Nähe bist, dann werden die Gefühle stärker als ich.“

Sie lächelte sanft und entzog ihm ihre Hand.

„Du kannst dir alles nehmen, was du willst“, bemerkte sie. „Du hast die Macht.“

„Die habe ich“, bestätigte er. „Ich kann mir alles nehmen, nur nicht die Liebe.“

„Macht ist sexy“, sagte sie und blickte ihn mit funkelnden Augen an.

„Was reden wir über die Macht?“ fragte er. „Wenn wir überhaupt reden müssen, dann sollten wir das nur über uns beide tun.“

Er griff nach ihr, aber sie entzog sich ihm mit einer geschickten Körperwendung. Es machte ihr Spaß, ihn herauszufordern.

Lainish rutschte bis auf die Sitzkante seines Sessels vor. Er hätte Aysxixa ohne weiteres seinen Willen aufzwingen können, aber das wollte er nicht. Er wollte wissen, ob sie wirkliche Zuneigung für ihn empfand. So grausam und unerbittlich er anderen gegenüber sein konnte, so ängstlich war er sich selbst gegenüber, als es darum ging, Liebe zu erfahren.

Sie schien seine Worte nicht gehört zu haben.

„Danton und Tekener sind hier. Ebenso der ophalische Singlelehrer Salaam Siin mit einer Million ophalischer Sänger“, sagte sie nachdenklich. „Sie werden das Spiel des Lebens mit ihrem psionischen Gesang untermalen.“

Sie blickte Lainish an.

„Eigentlich hätten es 1.300.000 Sänger sein müssen, nicht wahr? Aber du hast zweimal 150.000 Sänger abzweigen und verschwinden lassen. Warum?“

„Aber das habe ich dir doch schon erklärt. Wenn Danton und Tekener 300.000 Sänger fehlen, gibt es eine Pleite für sie. Das Spiel des Lebens wird für sie zum Reinfall.“

„Du willst ihnen also das Genick brechen?“

„Genau das will ich.“ Er legte seine rechte Hand auf den linken Unterarm, der von dem metallenen Permit umhüllt wurde. „Du hast es erfaßt.“

„Wundervoll“, flüsterte sie und setzte sich so neben ihn, daß er seine Arme um sie legen konnte. „Ich hasse sie, und ich gönne ihnen die Niederlage.“

Ihre Finger strichen durch sein Haar.

„Du bist ein Genie“, flüsterte sie. „Dich möchte ich nicht zum Feind haben.“

„Du wirst nie meine Feindin sein“, beteuerte er und überschüttete sie mit Zärtlichkeiten.

Bis zum Beginn des Spiels waren es nur noch ein paar Tage.

„Fürchtest du nicht, daß es Salaam Siin gelingen könnte, die ihm abhanden gekommenen Sänger noch zu finden und rechtzeitig ins Siom-System zurückzubringen?“

„Das ist mehr als unwahrscheinlich“, erwiderte er. „Aber ich werde nicht das geringste Risiko eingehen. Mit Hilfe meiner Organisation werde ich die beiden Heraldischen Tore, zu denen die zweimal 150.000 Sänger gebracht wurden, vorübergehend blockieren lassen.“

„Welche Tore sind es?“

Er schüttelte lächelnd den Kopf. Er war nicht bereit, ihr diese Frage zu beantworten.

„Aber du darfst die Tore nicht so ohne weiteres blockieren“, sagte sie.

„Ich weiß, mein Liebes. Das muß geheim durchgeführt werden, denn nach dem Gesetz des Kriegers Ijarkor ist es strengstens verboten, die Heraldischen Tore in ihrer Tätigkeit zu behindern.“

Sie blickte ihn mit großen Augen an.

„Meinst du, daß man selbst dich bestrafen würde?“

„Selbst mich“, nickte er. „Eine harte Strafe wäre mir gewiß, wenn an den Tag käme, daß ich verantwortlich bin; wenn die Tore für einige Zeit ausfallen.“

Er lachte laut.

„Aber niemand wird es erfahren - es sei denn, daß du eine Verräterin bist.“

Sie lachte perlend. Mit beiden Händen fuhr sie ihm durch die Haare.

„Glaubst du, daß du es schaffst?“

„Es ist äußerst schwierig, aber ich schaffe immer, was ich mir vornehme. Und ich habe Handlanger, die alles erreichen können.“

„Handlanger, die bewirken können, daß die zuständigen Tormeister die Tore abschalten? Das können nur Nakken sein.“

„Du bist ein kluges Kind!“

*

Toomoan Taan erlitt einen Schock, als sie die üppig grünende Landschaft vor dem Heraldischen Tor sah. Durch eine breite, sanft abfallende Schneise strömte die Masse der ausgestoßenen Ophaler in Richtung einer Stadt, deren Häuser weiß in der Sonne leuchteten.

Die Ophalerin griff mit einem ihrer Tentakel nach dem jungen Mann; der neben ihr über den unebenen Boden stolperte.

Er antwortete ihr mit einem donnernden Paukenschlag, in dem sich sein ganzer Zorn widerspiegelte.

„Was soll das?“ sang er. „Laß mich los.“

Sie reagierte nicht in der gewünschten Weise, sondern schob ihn so lange zur Seite, bis sie den Strom der Menge verlassen hatten und hinter einigen Felsen Schutz fanden.

„Weißt du nicht, wo wir sind?“ sang sie empört.

Er blickte sie verstört an.

„Du bist schön“, erwiderte er.

„Dummkopf“, donnerte sie ihn an.

Sie stieß ihn von sich. „Mit dir kann man ja nicht reden.“

Sie war etwa anderthalb Meter groß und trug einen farbenprächtigen Anzug über ihrem tonnenförmigen Leib, der aus Tausenden von kleinen Taschen zusammengesetzt zu sein schien. Sie streckte ihren teleskopartigen Hals bis zu seiner vollen Länge von fast 80 Zentimetern aus und konnte somit über die Köpfe von allen anderen Ophalern hinwegsehen.

„Wir sollten auf Som sein, aber da sind wir nicht. Das hier ist nicht das Königstor. Wir befinden uns auf einem anderen Planeten.“

Köön Chaaer wollte etwas erwidern, aber sie fuhr ihm rigoros über den Mund.

„Sieh dir die Somer an! Sie sind mindestens ebenso überrascht wie wir.“ Sie deutete auf eine Gruppe von Vogelwesen, die, heftig mit den gefiederten Armen schlagend, in ihrer Nähe standen. Die Somer, die deutlich größer waren als die Ophaler, boten allerdings den Anblick von Geschöpfen, die völlig aus dem Häuschen waren.

„Du hast recht“, stammelte Köön Chaaer. Er schien nahe daran zu sein, die Beherrschung über seine Stimme zu verlieren. „Sie haben am allerwenigsten damit gerechnet, daß wir hier auftauchen.“

„Vor allem nicht in so großer Zahl“, sang Toomoan Taan. Sie wendete sich hin und her und hob alle sechs Tentakel gen Himmel. „Ich schätze, daß wenigstens 150.000 von unseren Leuten aus dem Heraldischen Tor gekommen sind. Ja, so viele sind es bestimmt. Was meinst du?“

Wiederum ließ sie Köön Chaaer nicht aussprechen. Er war etwas jünger als sie. Ein enger Wanst umschloß seinen tonnenförmigen Leib. Er war mit leuchtend roten, grünen und gelben Streifen und zarten Rüschen versehen. Seine kurzen, stämmigen Beine steckten in türkisfarbenen Hosen, die an den Seiten mit Perlen bestickt waren.

„Es ist Pailliar“, sang sie im Brustton der Überzeugung, und sie ließ einen kräftigen Paukenschlag folgen, um noch einmal ihr Unbehagen darüber zu unterstreichen, daß sie ihr Ziel verfehlt hatten. „Ja, es muß Pailliar sein.“

Sie beugte sich vor und musterte ihn eingehend, als bemerke sie ihn erst jetzt.

„Du siehst auch ganz gut aus“, stellte sie mit zarter Melodie fest. „Du könntest ein Abenteuer wert sein.“

„Nicht mehr?“ summte er.

„Abwarten, abwarten“, wehrte sie ab. „So schnell verknalle ich mich nicht. Du hast eine ganz hübsche Larve und seelenvolle Augen, wenn ich deine Knollen mal so bezeichnen darf.“

„Du darfst.“

„Nein, hübsch ist nicht das richtige Wort“, korrigierte sie sich. Sie sang wesentlich lauter als ihm lieb war, wurden doch nun einige andere Ophaler aufmerksam. „Nein, sie sind schön. Hübsch sind nur die oberflächlichen Dinge, aber das Wort schön bezieht die Seele mit ein. Du bringst etwas in mir zum Schwingen.“

„Danke“, hauchte er verschämt, „aber sollten wir uns nicht auf unser gemeinsames Problem konzentrieren, statt hier Süßholz zu raspeln?“

„Oho, mein Kleiner, du scheinst anzunehmen, daß ich es nicht ehrlich meine“, dröhnte Toomoan Taan. Sie gab ihm einige anbiedernde Schläge aufs Hinterteil. „Aber du hast recht. Kümmern wir uns erst einmal um das Naheliegende. Fragen wir die Somer doch ganz einfach, was los ist, und was wir unternehmen können.“

Sie zog den widerstrebenden jungen Mann mit sich. Verstohlen musterte er die Frau an seiner Seite, die sich erstaunlich schnell von ihrem Schock erholt hatte. Er wußte nicht so recht etwas mit ihr anzufangen. Er fühlte sich ihr unterlegen und vermochte nicht, sich ihrem derben Charme zu entziehen. Es schmeichelte ihm, daß sie sich ganz offensichtlich für ihn interessierte, und in gewisser Weise suchte er bei ihr Schutz. Er hatte bisher sehr wenig mit Frauen zu tun gehabt, und er wußte sie nicht recht einzuschätzen. Daher wußte er nicht, ob sie es ernst meinte, oder ob sie mit ihm spielte. Nahm sie sich seiner nur an, weil er gerade da war, oder interessierte sie sich wirklich für ihn?

Mit klopfendem Herzen folgte er ihr.

Er war im Grunde genommen ein zurückhaltender und stiller Mann, der sich keine großen Ziele gesetzt hatte, sondern die Dinge lieber auf sich zukommen ließ. Was ihm wirklich etwas bedeutete, das waren die Musik und das Spiel des Lebens. Er beschäftigte sich so oft wie möglich mit Musik. Er sang nicht nur, sondern versuchte sich auch an den verschiedensten Instrumenten, ohne eine Vorliebe für ein bestimmtes Instrument zu entwickeln.

Darüber hinaus war er ein überzeugter Anhänger der Philosophie vom Permanenten Konflikt. Deshalb war er mit großer Begeisterung der Aufforderung gefolgt, für das Spiel des Lebens zu singen. Um so größer war nun seine Enttäuschung, daß er sein Ziel offenbar nicht erreicht hatte.

Aber noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, dachte er.

„Was wollt ihr hier?“ schrie einer der Somer. Er schrie tatsächlich, und er war so erregt, daß ihm die Adern unter und neben dem Schnabel weit hervortraten.

„Bei dir piept es wohl?“ donnerte Toomoan Taan ihn respektlos an. „Glaubst du vielleicht, wir wissen, weshalb wir hier sind? Ich wollte eine Auskunft von dir haben. Eigentlich hätten wir jetzt im Siom-System sein müssen. Aber irgend etwas ist schiefgegangen.“

Der Somer blickte sie fassungslos an. Er schien nicht damit gerechnet zu haben, in dieser Art und Weise angefahren zu werden. Köön Chaaer lachte. Toomoan Taan gefiel ihm immer mehr.

„Wir wollen uns hier nicht länger aufhalten als unbedingt notwendig“, erklärte er.

„Genau das ist richtig“, fügte sie singend hinzu. „Du brauchst uns nur zu sagen, wer hier der Ober-Zampano ist. Ich werde mit ihm reden und dafür sorgen, daß er das Heraldische Tor richtig einstellt, so daß wir wieder verschwinden können.“

Die anderen Somer rückten näher. Kopfschüttelnd blickten sie die beiden Ophaler an.

„Seid ihr nicht ganz richtig im Kopf?“ fragte einer von ihnen. „Kodexwahrer Dekroed ist ein mächtiger Mann auf Pailliar. Er hat dafür gesorgt, daß dieses Heraldische Tor ‚Terraner-Tor‘ genannt wird, aber er hat ganz sicher nicht die Macht, euch dorthin zu schicken, wohin ihr wollt.“

„Und wer entscheidet das?“ fragte Toomoan Taan.

„Das können wir dir leider nicht beantworten“, erklärte das Vogelwesen. „Wir jedenfalls nicht. Glaube mir, uns wäre es am liebsten, wenn ihr sofort wieder verschwinden würdet. Ihr stellt uns vor gewaltige Probleme.“

„Ach, tatsächlich?“

Köön Chaaer blickte Toomoan Taan überrascht an. Sie schien den Verdacht zu haben, daß die Somer sie absichtlich hierher gelotst hatten.

„Natürlich“, entgegnete ein anderer der Somer mit schriller Stimme. „Wir haben bereits Versorgungsprobleme. Und das nicht zu knapp. Und jetzt kommt ihr hier mit wenigstens 150.000 Mann an und verlangt selbstverständlich alles von uns, was ihr zum Leben braucht.“

„Darüber hinaus geht es nicht nur um die Versorgung“, fügte ein weiterer Somer mit schwankender Stimme hinzu. „Es geht auch um die Entsorgung. Wenn sich 150.000 Ophaler mal eben in die Büsche schlagen, wird die ganze Gegend hier zur Kloake.“

„Das erinnert mich an etwas“, sang Toomoan Taan.

Die Somer schlugen die Hände zusammen und wandten sich ab.

„Um Himmels willen“, zwitscherte einer von ihnen. „Nicht hier!“

„Wo denn?“ fragte sie. „Meine Güte, dieser fehlgeleitete Transport ist mir ganz gehörig auf den Darm geschlagen. Das ertrage ich nicht mehr lange.“

Die Somer stoben davon.

„Empfindliche Seelen“, schnaubte Toomoan Taan verächtlich. „Warte hier auf mich, mein Schätzchen, ich muß mal hinter die Büsche.“

Köön Chaaer sah, daß sie nicht die einzige war, die in dieser Weise auf die unerwartete Situation reagierte. Zehntausende von Ophalern scherten aus dem Strom aus, der zur nahen Stadt drängte.

Wer auch immer das organisiert hat, dachte der Ophaler erschrocken, *darin hätte er denken können!*

Ein Schatten fiel auf ihn, und als er nach oben blickte, sah er vier Großgleiter. Die Maschinen senkten sich herab, und bevor er recht wußte, wie ihm geschah, zerrten ihn einige Somer an Bord. Zusammen mit einem Roboter holten einige andere Somer Toomoan Taan aus den Büschen hervor und schleppten sie trotz heftiger Proteste an Bord.

„Laßt mich wenigstens die Hosen hochziehen“, kreischte die resolute Frau empört. Ihr eiförmiger Kopf mit dem lippenlosen Mundschlitz hatte sich tiefrot verfärbt, und aus dem armdicken Knorpelwulst unter dem Kopf hallte es in den verschiedensten Tonlagen und Höhen hervor. Dumpfe Baßlaute wechselten sich mit wahren Paukenschlägen ab. Deutlicher hätte sie ihren Protest nicht kundtun können. Doch die Somer kümmerten sich nicht darum. Sie warfen sie auf einen Sessel und brachten sie schließlich zur Ruhe, indem sie ihr androhten, sie zu paralysieren.

Die Gleiter starteten und entfernten sich rasch vom Heraldischen Tor. Sie landeten wenige Minuten später inmitten einer Ansammlung von weißen Gebäuden, die angelegt waren wie ein großes Vogelnest. Gläserne Türen wichen lautlos vor den Somern und den beiden Ophalern zurück. Toomoan Taan und Köön Chaaer blickten sich verstohlen an. Ihnen war längst klar geworden, daß es sinnlos war, gegen diese Behandlung zu protestieren. Sie warteten ab und ließen sich über mehrere Gänge bis in einen luxuriös eingerichteten Raum führen. Durch eine andere Tür stolzierte ein Somer herein. Er näherte sich ihnen mit militärisch exakten Schritten. Seine Brust war weit vorgewölbt, so als drohe er, vor Stolz zu platzen.

Niemand brauchte den beiden Sängern zu sagen, wer dies war. Obwohl sie ihm nie zuvor begegnet waren, wußten sie sofort, daß sie es mit Dokroed, dem Kodexwahrer, zu tun hatten. Von ihm hatten sie schon viel gehört.

„Das Terraner-Tor ist blockiert“, eröffnete Dokroed das Gespräch.

„Wieso?“

Seine Stimme klang unangenehm in den Ohren der beiden Ophaler.

„Woher soll ich das wissen?“ erwiderte Toomoan Taan hitzig. „Wir haben selbst keine Ahnung. Wir wollen nur eins: So schnell wie möglich ins Siom-System. Wir wollen beim Spiel des Lebens singen. Zu Ehren Ijarkors. Nichts weiter.“

Kodexwahrer Dokroed ging zu einem Sessel und setzte sich. Geziert legte er die kleinen Hände aneinander, neigte den Kopf zur Seite und blickte die beiden Sänger prüfend an.

„Es ist kein Zufall, daß ihr hier seid“, stellte er fest. „Irgend jemand versucht, das Spiel des Lebens zu stören, vielleicht gar, es scheitern zu lassen. Ich kann da nur Vermutungen anstellen. Die Situation ist besonders deshalb so brisant, weil Ijarkor sehr wahrscheinlich auf dem Rückweg ist. Er kann stündlich im Siom-System eintreffen. Er wird ungehalten sein, wenn das Spiel seine Erwartungen nicht erfüllt.“

Temperamentvoll ging Toomoan Taan auf ihn zu. Sie hob alle sechs Tentakel.

„Genau das sind unsere Befürchtungen“, sang sie beschwörend. „Deshalb muß das Terraner-Tor wieder aktiviert werden. So schnell wie möglich.“

„Ich frage mich, was ihr damit zu tun habt“, sagte der Kodexwahrer.

„Wir? Nicht das geringste.“

„Das wird sich finden.“ Dokroed erhob sich und wandte sich an die anderen Somer.

„Du glaubst uns nicht?“ Toomoan Taan streckte die Tentakel nach ihm aus, kam jedoch nicht weit, weil sich ihr augenblicklich ein Roboter in den Weg stellte.

„Verhört sie“, befahl der Kodexwahrer. „Ihr braucht nicht zimperlich zu sein. Ich will nur die Wahrheit wissen, und es liegt an ihnen, wann sie bereit sind, sie uns mitzuteilen.“

„Bisher ist es nur ein Bluff, sagte Aysxixa. Voller Abscheu blickte sie auf den Nakken Faragha, der die Delegation anführte. „Die Somer und die Ophaler glauben, daß das Terraner-Tor auf Pailliar und das Helden-Tor auf Lombok blockiert sind, aber noch ist es nicht soweit.“

„Richtig“, bestätigte das Schneckenwesen mit Hilfe seiner Sprech-Sichtmaske. „Es ist ein Atemholen. Die eigentliche Arbeit haben wir noch nicht geschafft, und wir werden sie auch nicht schaffen, wenn wir weiterhin nur schwatzen.“

Auf seinem Antigrav bewegte er sich nunmehr schneller voran, während sie in die Tiefen des Terraner-Tors eindringen. Aysxixa und sieben weitere Gavvron folgten ihm.

Die junge Frau triumphierte. Sie hatte ihr erstes Ziel erreicht. Relativ mühelos hatte sie Lainish davon überzeugen können, daß sie zu der Delegation gehörte, die eine Blockade herbeiführen sollte. Dies war ihr auf der einen Seite wichtig, weil sie alles liebte, was irgendwie mit Macht und Machtausübung zu tun hatte, und auf der anderen Seite, weil sie ein * besonderes Verhältnis zu den Nakken hatte. Von den Schneckenwesen war sie zwar fasziniert wegen ihrer besonderen Eigenschaften, gleichzeitig fühlte sie sich aber wegen ihres Äußeren von ihnen abgestoßen.

Sie sind häßlich, dachte sie, während sie dem Nakken folgte. *Geradezu ekelhaft*.

Früher hatte sie mit großer Begeisterung kleine Gavvron-Schnecken gegessen, die in einer würzigen Soße gegart wurden. Seit sie die ersten Nakken gesehen hatte, brachte sie davon keinen Bissen mehr herunter.

Nakken hatten eine glatte, häßliche Haut, die ewig feucht aussah, und sie hatten keine sichtbaren Sinnesorgane. Sie galten vielen als Blinde und Taubstumme. Doch das waren sie nicht. Sie konnten hochfrequente Hypersignale nach Art der psionischen Kraftfelder sehen und sich demnach in den komplizierten Strukturen dieser Art zurechtfinden.

Es waren geheimnisumwitterte Wesen, von denen niemand genau wußte, woher sie eigentlich kamen. Es war bezeichnend, daß immer wieder Gerüchte auftauchten, in denen behauptet wurde, daß sie aus einem anderen Universum stammten, oder daß ESTARTU sie aus den unbekannten Tiefen des Universums zur Unterstützung geholt hatte.

Aysxixa hatte sich zur Aufgabe gemacht, soviel wie möglich über die Nakken herauszubringen und sie zu erforschen. Doch sie war noch weit davon entfernt, wirklich Erkenntnisse auswerten zu können.

Sie lächelte, als sie daran dachte, wie mühelos sie Lainish davon hatte überzeugen können, daß sie Mitglied dieser Delegation sein mußte.

Nakken waren ausschließlich Wissenschaftler. Sie interessierten sich nur für die Bedienung der Heraldischen Tore, betrieben jedoch niemals Politik. Für jedes dieser Tore gab es etwa 500 Nakken, von denen einer der Tormeister war und die anderen die Torhüter - das eigentliche Bedienungspersonal - waren. Alle verrichteten ihre Arbeit getreu den Anweisungen und ohne sichtbare Emotionen.

Am Oberteil ihrer Körper befanden sich zwölf psi-sensible Ärmchen, mit denen sie an den Instrumenten hantieren konnten. Mit den beiden Psi-Fühlern am Kopf nahmen sie psionische Kraftfelder wahr. Nahezu der gesamte Körper wurde von einem Gliederpanzer umspannt, der ihnen als Stützskelett diente. Über der verdickten Kriechsohle befand sich ein Antigrav, mit dessen Hilfe sie sich schneller bewegen konnten.

Das ist das, was so gut wie alle über die Nakken wissen, fuhr es Aysxixa durch den Kopf. *Mir ist noch einiges mehr bekannt, aber das ist mir immer noch nicht genug. Ich möchte das ganze Geheimnis lösen.*

Ihr war noch nicht klar, wie Lainish die Nakken zu Handlungen verleiten wollte, die ungesetzlich waren.

Mit dem Nakken Faragha schien Lainish sich ganz gut verständigen zu können. Immerhin hatte er erreicht, daß er sich für ihn einsetzte und diese Delegation anführte. Aber reichte das aus?

Die Ewigen Krieger hatten die Nakken für den Dienst an den Heraldischen Toren eingesetzt, weil sie ein fast übernatürliches Gespür für die komplizierten psionischen Vorgänge in der Maschinerie der Tore hatten, und es schien auch so, als ob die Nakken sich in diesem Metier wohl fühlten. Wie aber stand es mit ihrer Loyalität gegenüber Ijarkor?

Diese Frage hatte auch Lainish nicht beantworten können.

„Ich vermute, daß die Nakken als Torhüter und Tormeister nur tätig sind, weil ihnen diese Tätigkeit zusagt, und weil sie die Beschäftigung mit psionischen Maschinen brauchen“, hatte der Zwerg-Gavvron gesagt, als sie in der Nacht neben ihm gelegen hatte. „Nicht aber, weil sie sich dem Krieger in irgendeiner Weise verpflichtet fühlen.“

Aysxixa war sehr nachdenklich geworden, als Lainish so von den Nakken gesprochen hatte. Mittlerweile hatte sie ihre eigene Theorie entwickelt, und sie hoffte, sie bei diesem Vorstoß in das Terraner-Tor bestätigt zu bekommen.

Sie vermutete, daß die Nakken die Lehre vom Permanenten Konflikt überhaupt nicht verstanden. Gewisse Andeutungen ließen sie ahnen, daß auch Lainish dies glaubte, aber so sehr sie ihn auch umgarnt hatte, er war nicht bereit gewesen, diesbezüglich eine klare Aussage zu machen.

Hatten die Nakken überhaupt ein Loyalitätsempfinden dem Ewigen Krieger gegenüber?

Bestimmt nicht, dachte Aysxixa. Nach allem, was ich bisher herausgefunden habe, arbeiten sie in den Heraldischen Toren, weil ein dumpf empfundener Drang sie dazu zwingt.

Sie erreichten das Ende eines Ganges. Durch eine Panzerplastscheibe konnten sie auf das tief unter ihnen liegende Land hinabsehen. Aysxixa erblickte den Strom der ophalischen Sänger, die das Terraner-Tor verließen und sich einer Stadt näherten.

Hoffentlich gehen deine Pläne auf, Lainish, dachte sie. Hier 150.000 und auf Lombok noch einmal so viele - das ist eine gewaltige Menge.

Ein Schott öffnete sich, und die Delegation kam in einen düsteren Raum, in dem ein einzelner Nakk auf sie wartete. Sie wußte sofort, daß es der Tormeister war, ohne daß es ihr jemand gesagt hätte. Das Schneckenwesen besaß eine bestimmte Ausstrahlung, der sie sich nicht so ohne weiteres entziehen konnte.

Faragha redete den Tormeister überraschenderweise auf Sothalk an, so daß sie und die anderen Mitglieder der Delegation mithören konnten. Er sagte nicht viel, aber das wenige, was er von sich gab, und was der Tormeister antwortete, genügte ihr schon, denn es paßte in die Überlegungen, die sie vorher angestellt hatte.

Für den Tormeister und die anderen Nakken waren die Heraldischen Tore so etwas wie kosmische Leuchtfeuer, die sie unterhalten mußten, um irgend jemandem den Weg zu weisen. Wer dieser „Jemand“ war, wußten sie nicht.

Fasziniert hörte Aysxixa zu, während die anderen Delegationsmitglieder so wenig Interesse zeigten, daß sie sich fragte, weshalb sie überhaupt mitgekommen waren. Die eigentliche Arbeit erledigte ohnehin Faragha. Sein Wort - als das eines Artgenossen - galt dem Tormeister offensichtlich mehr als der Befehl des Kriegers.

Aysxixa hatte Zweifel gehabt, daß der Auftrag so ohne weiteres zu erledigen war. Doch jetzt stellte sie fest, daß Faragha auf keinen nennenswerten Widerstand stieß. Er konnte den Tormeister dazu veranlassen, genau das zu tun, was er wollte.

Der Tormeister versprach, das Terraner-Tor zu blockieren und darüber hinaus dafür zu sorgen, daß das Helden-Tor auf der Welt Lombok ebenfalls blockiert wurde.

Es war wirklich leicht, erkannte Aysxixa, als sie den Raum verließen. Und ernsthafte Strafen haben die Nakken ja auch nicht zu befürchten. Es gibt so wenige von ihnen, und sie sind für den Betrieb der Heraldischen Tore so unerläßlich, daß man sie nicht vergrämen darf.

*

Salaam Siin betrat den Großraum, in dem Ronald Tekener mit seinem Stab an der Vorbereitung für das Spiel des Lebens arbeitete. Normalerweise war auch Roi Danton hier anzutreffen, denn ihm und dem Galaktischen Spieler war die Organisation der Spiele anvertraut worden, doch jetzt war der Smiler allein mit mehr als siebzig Somern und Gavvron, die ihm assistierten. Der narbengesichtige Terraner saß vor dem Terminal eines Großcomputers, in dem alle Informationen über das Spiel und der daran Beteiligten zusammenliefen.

Das Spiel des Lebens - sonst stets in Mardakaan inszeniert - wurde seit vielen Jahrtausenden von den Ophalern veranstaltet. Es diente dazu, potentielle Anwarter für den Troß des Kriegers Ijarkor aufzuspüren oder zu rekrutieren. Diese Aufgabe wurde den Ophalern von Ijarkor als eine Art Belohnung für die im Zuge des Permanenten Konflikts bestandene Prüfung übertragen. Es war weit über die Grenzen von Siom Som hinaus bekannt, und daher strömten aus allen Teilen ESTARTUS die unterschiedlichsten Wesen heran, um als Zuschauer oder Kandidaten daran teilzunehmen.

Sinn des Spiels war es, diejenigen herauszufinden, die sich am stärksten mit dem Kriegerkodex identifizierten.

Salaam Siin gingen die Gebote des Kriegerkodex durch den Sinn, während er sich Tekener näherte.

Es waren die Gebote des Gehorsams, der Ehre und des Kampfes.

Salaam Siin begrüßte den Terraner freundlich. Er wußte, welche Ziele Tekener tatsächlich verfolgte, und er war mit diesen Zielen einverstanden.

Die Eifersucht vieler Ophaler, die es Tekener und Danton mißgönnten, daß sie die Spiele organisieren durften, kannte er nicht. Ihn interessierte nicht, daß die Vertreter seines Volkes nach Jahrtausenden zum ersten Mal nicht für das Spiel des Lebens verantwortlich waren, zumal er hoffte, daß dieses nun endlich zum letzten Mal stattfinden wurde.

Zusammen mit dem Terraner verließ er den Raum, wobei er nur ein paar unverbindliche Worte mit ihm wechselte, und ging in einen anderen, kleineren, in dem einige Getränke und Speisen bereit standen.

„Ich habe einige Informationen aus dem Lager Lainishs“, sagte der Terraner, und ein Lächeln glitt über sein von Lashat-Narben gezeichnetes Gesicht. „Der Zwerg-Gavvron ist fest davon überzeugt, daß es uns nicht gelingen wird, die dreihunderttausend Sänger innerhalb der wenigen Tage, die wir noch bis zum Beginn der Spiele haben, hierher zurückzubringen.“

„Womit er recht haben dürfte“, entgegnete Salaam Siin gelassen. „Aber das ist nicht so wichtig. Viel wichtiger wäre, daß ich mich mit den Sängern in Verbindung setzen kann. Unser Ziel können wir nur erreichen, wenn auch die Versprengten im entscheidenden Augenblick zu singen beginnen. Und es muß der Gesang sein, den sie unter meiner Regie einstudiert haben.“

„Ich weiß.“ Tekener wählte ein Mineralwasser. „Wir haben nur diese eine Chance. Wir dürfen sie auf keinen Fall versäumen.“

„Nein“, sang Salaam Siin, „sonst können Jahre vergehen, bis wir wieder eine haben, wahrscheinlich aber wäre, daß wir nie wieder eine bekommen. Daher müssen wir unbedingt herausfinden, wohin Lainish die 300.000 Sänger gebracht hat. Und wir dürfen es nicht erst in letzter Minute erfahren, denn das wäre zu spät.“

„Wir spüren sie auf, und zwar schon sehr bald“, versprach Tekener. „Du brauchst mir nicht zu sagen, wie wichtig das ist. Ich bin mir dessen bewußt.“

„Es muß gelingen“, betonte der Ophaler. „Es wird eine unglaubliche Überraschung für Ijarkor werden, der hoffentlich bis dann wieder hier ist.“

„Er wird da sein. Ich bin ganz sicher. Er wird Zeuge des großen Ereignisses sein.“

Die Tür öffnete sich, und Chyyk Traal kam herein. Er war ein außerordentlich fähiger Kybernetiker, ohne dessen Hilfe Tekener und Danton nicht auskamen. Er arbeitete eng mit ihnen zusammen. Keiner von ihren Mitarbeitern war so wichtig wie er, denn er repräsentierte das Wissen und die Erfahrung, die die Ophaler in den vergangenen Jahrtausenden bei der Organisation der Spiele gesammelt hatten.

Tekener vertraute Chyyk Traal, jedoch nicht so sehr, daß er ihn in ihre Pläne einbezogen hätte. Der Kybernetiker war ein Mann, der mit großer Wahrscheinlichkeit auf der Seite Ijarkors stand. Direkten Fragen in dieser Hinsicht wich er jedoch stets aus.

Jetzt hatte Chyyk Traal nur einige Fragen, die rein organisatorischer Art waren. Danach zog er sich wieder zurück.

Ein paar Sekunden darauf war er wieder da.

„Verzeiht die Störung“, sang er, „aber ich mache mir große Sorgen.“

„Warum?“ fragte der Singmeister.

„Warum?“ Chyyk Traal schien fassungslos zu sein. Er ließ seine Tentakel schlaff herabhängen. „Du weißt doch, daß wir die Bühnen für das Spiel des Lebens nur erstellen können, wenn sich alle Sänger auf dem Mond Ijarkor befinden.“

„Ja, ich weiß“, bestätigte Salaam Siin.

„Aber es sind nicht alle da. Es fehlen 300.000 Sänger, so viele, daß sich die Bühnen nicht errichten lassen. Damit bricht die ganze Organisation zusammen. Das Spiel des Lebens kann nicht stattfinden.“

„Was glaubst du, weshalb die Sänger nicht hier sind?“ fragte Salaam Siin.

„Jemand muß die Heraldischen Tore manipuliert haben“, erwiderte der Kybernetiker, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, „und ich könnte mir sogar denken, wer das war: Lainish.“

„Das ist eine schwere Anklage. Wir alle wissen, daß Ijarkor es Lainish ausdrücklich verboten hat, irgend etwas gegen Ronald Tekener oder Roi Danton zu unternehmen.“

„Mir ist das bekannt, dennoch kann ich mir sehr gut vorstellen, daß er für die Störung verantwortlich ist. Beweise habe ich allerdings nicht.“ Sein Gesang wurde kraftvoller und gefühlsbetonter. Seine Stimme senkte sich gleichzeitig zum tiefen Baß ab. „Für mich wäre es eine schwere Niederlage, wenn nicht alles so verlaufen würde, wie wir es geplant haben. Ich könnte es nicht ertragen, wenn wir scheitern.“

Abermals verließ er den Raum.

„Das klang wie ein Notschrei“, bemerkte Salaam Siin, als er mit dem Terraner allein war.

„Oder wie eine Warnung“, erwiderte der Smiler.

Salaam Siin fuhr überrascht herum.

„Du glaubst, daß er Verdacht geschöpft hat?“

„Das weiß ich nicht. Ich finde es nur eigenartig, daß er ausgerechnet jetzt von einem möglichen Scheitern spricht. Wir hatten den ganzen Tag über Gelegenheit, über die verschiedensten Möglichkeiten zu reden. Er hat das Verschwinden der 300.000 Sänger schweigend übergangen. Aber dann kommst du und sprichst mit mir, und da sieht er es als notwendig an, uns die Gefahr noch einmal aufzuzeigen. Seltsam.“

Im Lauf seines langen Lebens hatte Ronald Tekener einen Instinkt für Gefahren entwickelt. Lange genug hatte er für die USO gearbeitet und war dabei immer wieder Wesen begegnet, die absolut loyal zu ihm zu stehen schienen - bis sie ihm dann eines Tages ungewollt signalisiert hatten, daß sie ganz anders dachten und empfanden, als er bis dahin geglaubt hatte.

Er spürte, daß er bei Chyyk Traal vorsichtig sein mußte.

*

Chyyk Traal verließ den Raum, in dem er mit Salaam Siin und Ronald Tekener gesprochen hatte, und kehrte zu seinem Computer-Terminal zurück.

Er spürte, daß er einen Fehler gemacht hatte.

Was für eigenartige Augen dieser Terraner doch hatte. Und dieses merkwürdige Gesicht mit den vielen Narben.

Schon immer hatte er ein eigenartiges Gefühl gehabt, wenn er diesem Mann gegenübergestanden hatte. Die Terraner waren so unsagbar fremd, und sie hatten eine eigenartige Mentalität, die für ihn schwer verständlich war. Sie schienen einer völlig anderen Logik zu folgen.

Immer wieder dachte Chyyk Traal darüber nach, welchen Fehler das Volk der Ophaler gemacht haben konnte, daß es so hart von Ijarkor bestraft wurde. Seit Jahrtausenden hatten ausschließlich Ophaler die Spiele ausgerichtet, und nun plötzlich waren zwei Terraner dafür verantwortlich.

Unfaßbar.

Chyyk Traal haßte Tekener und Danton, und er war fest entschlossen, dafür zu sorgen, daß Ijarkor nie wieder auf den Gedanken kam, die Spiele einem Nicht-Ophaler anzuvertrauen.

Die Spiele werden in einer Katastrophe enden, dachte er, während er sich über einige Aufzeichnungen beugte. Schon sind 300.000 Ophaler spurlos verschwunden. Das ist das erste Anzeichen, und es wird noch schlimmer werden.

Er blickte auf die Monitore. Er zögerte.

In den vergangenen Tagen hatte er einige Komplikationen vorbereitet - wie er den Knüppel nannte, den er den Organisatoren der Spiele zwischen die Beine werfen wollte. Er brauchte sie nur noch einzuspeisen, und irgendwann im Verlauf der kommenden Wochen würden sich Fehler einschleichen, die zu weiteren Fehlern und Störungen führen und schließlich den Zusammenbruch der Spiele verursachen würden.

Und aller Wahrscheinlichkeit nach wird man nicht zurückverfolgen können, woher die falschen Anweisungen kommen, überlegte er. Der Plan mußte funktionieren. Er hatte ihn immer wieder überprüft und verfeinert, hatte Gefahrenelemente eliminiert und Spuren verwischt. Und doch blieben Zweifel.

Chyyk Traal war nicht gerade ein mutiger Mann. Er hätte es nie und nimmer fertiggebracht, sich einem Gegner im offenen Kampf zu stellen. Dann hätte er lieber vorher eingelenkt und sich demütigen lassen. Das pflegte er stets zu tun, wenn es zu einer Konfrontation kam. Er hatte sich stets eingeredet, daß es klüger und geschickter war, in solchen Situationen auszuweichen, den Gegner ins Leere laufen zu lassen, anders zu taktieren und auf kleinen Umwegen sein Ziel doch noch zu erreichen.

In gewisser Weise war er sogar stolz darauf, daß es ihm in den allermeisten Fällen gelungen war, den offenen Schlagabtausch zu vermeiden und die Auseinandersetzung mit raffinierten Winkelzügen für sich zu entscheiden.

Nie und nimmer hätte er sich selbst oder anderen gegenüber eingestanden, daß er feige war.

Ich weiß nicht, was Tekener und Danton wirklich können, dachte er. Vielleicht sind sie in der Lage, den ganzen Plan zu durchschauen? Vielleicht kommen sie mir auf die Schliche, bevor die Maßnahmen überhaupt greifen können?

Er lehnte sich in seinem Sessel zurück.

Wenn er doch nur jemanden gehabt hätte, mit dem er über das Problem reden konnte. Aber er hatte niemanden. Er wagte es auch nicht, sich einem anderen Ophaler anzuvertrauen, war doch allein der Gedanke, das Spiel des Lebens stören zu wollen, schon so etwas wie Blasphemie.

Die anderen tun so, als wäre es keine ungeheure Herabsetzung für unser Volk, daß Tekener und Danton die Organisatoren sind. Keiner scheint danach zu fragen, was wir

Ophaler eigentlich getan haben. Alle nehmen die Strafe hin, als wäre sie wirklich verdient, überlegte er.

Er drückte einige Tasten auf dem Terminal, und einer der Bildschirme erhellte sich. Er fühlte, wie es ihm kühl prickelnd durch die Tentakel lief, als er Ronald Tekener und Salaam Siin sehen konnte.

Ich werde euch auf Schritt und Tritt überwachen, schwor er sich. Und ich werde euch die Suppe gründlich versalzen.

Wie häßlich der Terraner war!

Seltsam, daß die Schöpfung derart unzulängliche und fremdartige Wesen hervorgebracht hatte.

Und gerade ihnen mußte Ijarkor die Organisation der Spiele anvertrauen. Es ist unbegreiflich!

Chyyk Traal schaltete den Monitor aus und ging in Gedanken noch einmal den ganzen Plan durch.

Nein, er hatte keinen Fehler gemacht. Niemand würde ihm auf die Schliche kommen. Schon gar nicht die Terraner. War er ihnen nicht weit überlegen?

Chyyk Traals Tentakel glitten über die Tasten. Er hätte die Befehle auch singen können. Die Syntronik hätte ihn verstanden. Doch er wollte nicht, daß irgend jemand mithörte.

Natürlich war er ihnen überlegen. Alle Ophaler waren es. Das war doch gerade der Grund für seine Empörung.

Wenn ich nicht genau wüßte, daß es so ist, hätte ich keinen Grund, mich aufzuregen, hämmerte er sich ein. Das ist doch der springende Punkt. Nicht nur, daß wir Ophaler um eine nach Jahrtausenden zählende Tradition betrogen werden, sondern wir müssen auch noch Wesen weichen, denen wir in allen Belangen überlegen sind.

Er speiste das gesamte Programm ein und überprüfte am Ende noch einmal, ob er alles richtig gemacht hatte. Dann gab er den entscheidenden Befehl. Somit stand für ihn fest: Die Spiele mußten in einer Katastrophe enden.

3.

Toomoan Taan schrie empört auf, als ein Stromstoß durch ihre Beine jagte.

Köön Chaaer warf sich wütend in seinen Fesseln hin und her. Auch er hatte schon einige Foltern über sich ergehen lassen müssen. Er war jedoch bei weitem nicht so schmerzempfindlich wie Toomoan Taan, und es tat ihm weh, sie leiden zu sehen.

„Hört auf damit“, sang er mit donnerndem Baß. „Es ist genug.“

„Du willst also reden?“ fragte der somerische Offizier, der das Verhör leitete. Er lachte und verbesserte sich: „Ich meinte, du willst singen?“

„Antworte diesem Dummkopf nicht“, forderte Toomoan Taan erregt. „Er wird nie begreifen, welchen Fehler er begeht.“

Köön Chaaer ließ sich auf die Folterbank zurücksinken. Ein Gewirr von Leichtmetallstangen umgab ihn und hielt ihn fest. Aus zahlreichen Kabeln, die sich selbständig bewegen konnten, waren peinigende Stromstöße von höchst unterschiedlicher Intensität gekommen, hatten ihn jedoch nicht dazu veranlassen können, mehr zu sagen, als er wollte.

Vier Somer und ein kugelförmiger Roboter befanden sich mit ihnen im Raum. Allerdings hatten sich ihre Fragen bisher in einem relativ unwichtigen Rahmen bewegt.

Sie haben keine Ahnung vom Geheimbund, dachte Köön Chaaer triumphierend, und sie werden auch nichts davon erfahren.

Verstohlen spannte er abwechselnd die verschiedenen Tentakel an, und plötzlich entdeckte er, daß er einen weiter bewegen konnte als zuvor.

„Kommen wir zur Hauptsache“, sagte der verhörende Somer. Er hieß Stamraeyd, und er schien ein Choleriker zu sein. Unruhig schritt er vor den beiden Gefangenen auf und ab. „Wir haben noch immer nicht geklärt, weshalb ihr nach Pailliar gekommen seid. Niemand kann mir erzählen, daß so etwas möglich ist, wenn ihr nicht Einfluß auf das Heraldische Tor genommen habt, von dem ihr gekommen seid.“

Köön Chaaer hatte Mühe, die Ruhe zu bewahren. Am liebsten hätte er laut gesungen. Eine seiner Fesseln hatte sich gelöst, und jetzt war einer der tentakelartigen Arme frei. Verstohlen schob er ihn zum nächsten hin und tastete dort die Fessel ab. Sie ließ sich leicht öffnen.

„Du bist der dusseligste Vogel, der mir je untergekommen ist“, brüllte Toomoan Taan. „Du tanzt hier vor mir herum, flatterst mit den Flügeln wie ein aufgeschreckter Hahn im Hühnerhof, schnatterst dummes Zeug und erblindest an deiner eigenen Meinung.“

Ein heftiger Stromstoß unterbrach sie. Er war so heftig, daß sie sekundenlang nicht mehr sprechen konnte. Dann aber griff sie Stamraeyd um so temperamentvoller an.

„Ja, ich weiß. Alle verkennen dich. Du bist in Wahrheit der große Häuptling, vor dem eigentlich alle auf der Nase liegen sollten, aber das wird niemand tun, bevor du dein Spatzengehirn einschaltest. Oder solltest du gar kein Gehirn haben?“

„Wir geben ihr DCV“, sagte Stamraeyd und blickte sie mit einem böartigen Funkeln in den Augen an. „Das wird sie noch gesprächiger machen, aber in unserem Sinn.“

„Was ist das für ein Zeug?“ fragte Toomoan Taan.

„Wir nennen es die Schrumpfdroge“, antwortete der Somer. „Die Droge zwingt dich, deine innersten Gedanken freizugeben. Du wirst nur noch reden, reden, reden. Stundenlang - bis zu deinem Ende.“

„Du willst mich umbringen?“

„Am Ende wird dein Gehirn schrumpfen. Es wird in sich zusammenfallen wie eine Pflanze, der man plötzlich alle Feuchtigkeit entzogen hat, aber dann werden wir alles wissen, was wir wissen müssen, um zu verhindern, daß das Spiel des Lebens zu einer Katastrophe wird.“

„Das wagt ihr nicht“, sang Toomoan Taan.

Köön Chaaer streifte unbemerkt bereits die vierte Fessel ab. Nun brauchte er nur noch die beiden Beine und zwei Tentakel zu befreien, aber das konnte kein Problem mehr sein. Wichtig war lediglich, daß der Roboter und die Somer es nicht vorzeitig bemerkten.

„Es ist nicht unbedingt notwendig, daß wir so weit gehen“, erklärte der Somer, während sich der Roboter der Gefangenen mit einer Hochdruckspritze näherte. „Du brauchst uns nur die Wahrheit zu sagen.“

„Ich kann nur wiederholen, ich habe nichts zu verheimlichen“, beteuerte Toomoan Taan.

„Was ist mit den Nakken?“ fragte der Offizier.

Toomoan Taan zuckte kaum merklich zusammen. Kaum jemandem wäre diese Reaktion aufgefallen, Stamraeyd aber entging sie nicht. Er faßte sofort nach.

„Was ist mit den Nakken? Ihr habt sie beeinflusst. Ja, so muß es gewesen sein. Die Nakken steuern die Heraldischen Tore, und da ihr nicht nach Som und zum Mond Ijarkor wolltet, habt ihr die Nakken mit eurem psionischen Gesang angegriffen. Und das hatte zur Folge, daß das Tor falsch geschaltet wurde. Richtig?“

„Wie klug du doch bist!“ höhnte Toomoan Taan. Doch sie war nicht mehr so sicher wie zuvor.

Stamraeyd hatte seine Hand an ein sorgfältig gehütetes Geheimnis gelegt, das Toomoan Taan auf jeden Fall gewahrt wissen wollte.

„Gib ihr die Spritze“, befahl der Offizier. „Ich weiß jetzt, daß wir dicht dran sind.“

Toomoan Taan bäumte sich entsetzt auf. Wild zerrte sie an ihren Fesseln. Da sah sie, daß Köön Chaaer aufsprang und alle Fesseln abschüttelte. Der junge Mann stürzte sich auf sie, und bevor irgendeiner der Somer reagieren konnte, hatte er zwei Spangen von

ihren Tentakeln entfernt. Da griff der kugelförmige Roboter an. Er fuhr teleskopartige Arme aus seinem Rumpfkörper aus, die mit scharfen Haken versehen waren.

Köön Chaaer sprang zurück und warf sich auf Stamraeyd. Er fiel zusammen mit ihm auf den Boden. Der Somer schrie vor Überraschung und Schreck schrill auf, während Chaaer gurgelnde Baßlaute von sich gab, in denen sich seine ganze Wut spiegelte.

Für die anderen Somer und den Roboter schien er keine Augen zu haben. Er wandte sich noch nicht einmal zu ihnen um, als sie ihn an den stämmigen Beinen packten und von Stamraeyd wegzuziehen versuchten.

Toomoan Taan begriff.

Der Kleine will nur von mir ablenken, schoß es ihr durch den Kopf. Deshalb brüllt er so. Aber er sollte nicht so mit den Beinen strampeln, das ist unschicklich, und es ist alles andere als sexy. Ich muß es ihm sagen, wenn wir hier heraus sind.

Da zwei ihrer Tentakel frei waren, gelang es ihr sehr schnell, die anderen zu lösen.

Als sie aufsprang, war es den Somern und dem Roboter noch immer nicht gelungen, Köön Chaaer von Stamraeyd zu trennen, obwohl sie mit aller Kraft an ihm zerrten und der Roboter ihn mit seinen Zangen kräftig zwickte.

„Was für ein Haufen Dummköpfe!“ sang Toomoan Taan. „Man sollte euch alle in den Club der verminderten Intelligenz schicken.“

Mit trillernden Flötentönen gab sie ihrer Heiterkeit Ausdruck. Die Somer fuhren herum, und Köön Chaaer nutzte die Gelegenheit, ihnen einen kräftigen Tritt zu versetzen, so daß sie quer durch den Raum stolperten. Mit angstgeweiteten Augen blickten sie auf »Toomoan Taan, die Stamraeyds Handfeuerwaffe aufgenommen hatte. Der Offizier hatte sie zu Beginn des Verhörs in ein kleines Schrankfach gelegt, dieses aber nicht vollständig verschlossen.

Köön Chaaer warf einige der Kabel über den Kugelkörper des Roboters und riß einen Hebel nach unten. Elektrische Entladungen umzuckten die Maschine und zerstörten ihre Syntronik. Die Stummelbeine knickten unter ihr zusammen, und sie rollte einige Meter weit durch den Raum, bis sie gegen eine Wand prallte.

„Wir benötigen einige Auskünfte von unseren Freunden“, sagte Köön Chaaer und hob die Hochdruckspritze mit der gefährlichen Droge auf. „Die bekommen wir natürlich viel schneller, wenn ich ihnen das Zeug injiziere, das sie augenblicklich zum Reden bringt.“

„Nein. Nicht das“, jammerte Stamraeyd. Er kniete auf dem Boden. Beschwörend hob er die Hände. Er senkte den Kopf und drehte ihn gleichzeitig zur Seite. Es war eine Gebärde der Unterwerfung, die selbst für die beiden Ophaler unmißverständlich war.

„Was für Feiglinge“, flötete Köön Chaaer amüsiert. „Sie sind nur ernst zu nehmen, wenn sie die Waffe in der Hand halten.“

Er stieß die Somer auf die Folterbänke und fesselte sie, ohne sie dabei zu verletzen oder zusätzlichen Qualen auszusetzen. Er wollte lediglich verhindern, daß sie ihnen folgten.

Ophaler waren zumeist friedliche Wesen. Ein Kampf, wie sie ihn gerade hatten ausfechten müssen, war ihnen fremd, und sie waren froh, daß es keine weiteren Komplikationen gegeben hatte.

„Und was jetzt?“ fragte Köön Chaaer.

„Wir verschwinden, mein Süßer“, antwortete sie ihm mit heiteren Flötentönen. „Oder hast du vor, mich zu verführen? Dann könnten wir natürlich noch ein bißchen bleiben.“

Er lachte.

„Du hast immer nur dummes Zeug im Kopf.“

„Quatsch!“

Er eilte zur Tür.

„Später können wir nett zueinander sein“, wehrte er sie ab. Er war zutiefst verunsichert, weil er nicht wußte, wie sie es meinte. Machte sie sich nur über ihn lustig? Oder würde sie

es tatsächlich in einer solchen Situation fertig bringen, zärtlich zu werden? Er konnte es sich nicht vorstellen.

„Du scheinst mich nicht attraktiv zu finden, Kleiner“, säuselte sie und verdrehte kokett ihre Tentakel.

„Doch, und wie“, sang er. „Aber ich habe nicht gern Zeugen dabei, wenn ich mich einer Frau nähere. Und schon gar keine Somer.“

„Da hast du recht. Die schrägen Vögel sollen nicht auch noch ihren Spaß haben.“ Ihre Stimme sank von den höchsten Tönen ab bis zu einem abgrundtiefen Baß. Sie versetzte Stamraeyd mit einem ihrer Tentakel einen kräftigen Hieb, dann eilte sie zu dem ungeduldig wartenden Köön Chaaer.

Sie öffnete die Tür, und sie war die erste, die auf den Gang hinaustrat. Sie eilte ihm voran, und als er einmal versuchte, sich an ihr vorbeizuschieben, schob sie ihn entschlossen zurück. Sie dachte nicht daran, ihm das Risiko zu überlassen. Sie wollte entscheiden, wohin man sich zu wenden hatte, und sie wollte die Initiative jederzeit für sich behalten.

Er sah ein, daß es sinnlos gewesen wäre, sich gegen sie aufzulehnen, da sie zu stark für ihn war.

Auf ihren kleinen, dicken Beinen rannte sie voran, und als ihnen aus einem seitlich abzweigenden Gang plötzlich ein Somer entgegenkam, rannte sie ihn kurzerhand über den Haufen.

„Gib ihm eins auf den Hinterkopf, flötete sie vergnügt. „Damit schickst du ihn für einige Zeit ins Reich der Träume.“

Köön Chaaer gehorchte. Er schlug zu, und der Somer streckte sich seufzend aus. Bewußtlos blieb er auf dem Boden liegen.

„Gut gemacht“, lobte sie. „Hoffentlich macht dir so was nicht zuviel Spaß.“

„Überhaupt nicht“, beteuerte er. „Mir wäre es viel lieber, wenn wir die Somer mit einem Gesang unschädlich machen könnten.“

„Mir auch.“

„Aber dazu müßten wir Zehn Mann sein. Mindestens.“

„Zehn Frauen.“

„Wieso zehn Frauen?“ Er blickte sie verblüfft an. „Das ist doch egal. Hauptsache, wir sind zehn Sänger.“

„Frauen sind immer besser, Kleiner. Das wirst du noch begreifen, wenn du größer bist.“

Sie traten auf eine Rampe hinaus, von der aus sie den Ausgang aus dem Gebäude sehen konnten. Zwei bewaffnete Somer hielten dort Wache.

„Ich fürchte, jetzt ist es aus mit unserem friedfertigen Verhalten“, summt Toomoan Taan leise. „Die beiden werden uns Schwierigkeiten machen. Wir kommen nicht an sie heran, ohne daß sie uns bemerken.“

Köön Chaaer suchte vergeblich nach einer Möglichkeit, die beiden Wachen zu überraschen.

„Wir müssen sie überrennen“, sang er schließlich. „Je länger wir warten, desto schlimmer wird es für uns.“

Toomoan Taan verzichtete auf weitere Worte. Sie lief einfach los. Als sie die Hälfte der Strecke zurückgelegt hatte, wurden die beiden Somer aufmerksam. Sie drehten sich um und griffen nach ihren Waffen. Sie waren jedoch nicht schnell genug. Die beiden Ophaler stürzten, sich auf sie, rissen ihnen die Waffen aus den Händen und warfen sie zu Boden. Dann flüchteten sie auch schon ins Freie, sprangen in einen Gleiter und starteten damit.

Wiederum war es Toomoan Taan, die das Steuer übernahm. Sie lenkte die Maschine in eine Schneise und hob sie langsam an, bis sie über die Wipfel der Bäume hinwegsehen konnte. Dann ließ sie den Gleiter wieder absinken.

„Wie ich mir dachte - es wimmelt in dieser Gegend von Fluggeräten dieser Art, und alle sind mit Somern besetzt.“

Sie landete auf einer kleinen Lichtung und stieg aus. Als Köön Chaaer ihr gefolgt war, schaltete sie die Automatik des Gleiters ein und schickte ihn in den Norden des Planeten. Die Maschine stieg auf und entfernte sich rasch.

„Meinst du, daß wir zu Fuß sicherer sind?“ fragte Köön Chaaer.

Toomoan Taan schien ihn nicht gehört zu haben.

„Und jetzt heraus mit der Wahrheit“, forderte sie. „Was hast du mit den Nakken zu tun?“

Köön Chaaer war so überrascht, daß es ihm die Sprache verschlug.

„Was ist? Warum antwortest du nicht?“ fragte Toomoan Taan.

„Wie kommst du darauf?“ sang Köön Chaaer mit schwankender Stimme.

„Ich habe dich beobachtet“, erklärte sie. „Ich habe gesehen, wie du reagiert hast, als die Somer nach den Nakken gefragt haben. Also?“

„Du bist selbst zusammengezuckt“, begehrte Köön Chaaer auf. „Dich hätte diese Frage beinahe aus dem Gleichgewicht geworfen.“

Tooman Taan antwortete mit einer Reihe von heiteren Flötentönen, mit der sie einen musikalischen Spannungsbogen schuf, der seinen Höhepunkt in einer Septime fand.

„Der Polarstern versinkt unter dem Horizont“, fügte sie dann hinzu.

„Zu Ehren Ijarkors“, antwortete Köön Chaaer.

*

Chyyk Traal folgte Salaam Siin und Roi Danton in eine abgelegene Gegend des Mondes Culio, und er wußte sofort, daß sich seine Mühen gelohnt hatten, als er die beiden an Bord eines kleinen Raumschiffs gehen sah, das wenig später startete und sich mit hoher Beschleunigung entfernte.

Er kehrte augenblicklich in seinen Wohnbereich zurück, der sich tief unter der Oberfläche des Mondes befand. Hier in der künstlichen Welt mit angenehmer Schwerkraft und umgeben von Materialien, die auf harmonische Töne mit stimulierenden Vibrationen reagierten, fühlte er sich wohl.

Er begegnete mehreren anderen Ophalern, von denen er mit einigen sogar gut bekannt war. Gern hätte er sich ihnen anvertraut, aber er tat es nicht, weil er fürchtete, an jemanden zu geraten, der das Geheimnis nicht für sich behalten konnte.

Er hatte Ronald Tekener, Roi Danton und Salaam Siin auf Schritt und Tritt überwacht und nahezu ständig belauscht. Daher war er Zeuge gewesen, als ein Bote zu ihnen gekommen war und ihnen mitgeteilt hatte, daß jeweils 150.000 Ophaler nach Pailliar und Lombok gebracht worden waren.

Er bedauerte, daß er aus den Reaktionen von Roi Danton und Ronald Tekener nicht hatte erkennen können, was sie bei dieser Nachricht empfanden. Salaam Siin hatte sich ausgerechnet in diesem Moment nicht in seinem Sichtbereich befunden, und er hatte sich auch nicht dazu geäußert.

Ich kenne mich in der Mimik dieser häßlichen Terraner nicht aus, dachte er verärgert. Deshalb erfahre ich zu wenig.

Er war sich nie zuvor dessen so sehr bewußt geworden, wie aussagekräftig die Körpersprache eines Wesens war.

Er zog sich in seine Wohnung zurück, um dort in Ruhe überlegen zu können. Dann führte er einige Interkom-Gespräche und fand heraus, daß sich Lainish auf Culio aufhielt.

Ich muß mit ihm reden, sagte er sich. Ich muß ihm ganz einfach mitteilen, was ich entdeckt habe.

Er fürchtete sich vor dem Permittträger, über den es eine Reihe von Gerüchten gab. Der Zwerg-Gavvron war ihm unheimlich, da er ihn nicht einordnen konnte. Er wußte nicht, welche Rolle Lainish in den Ereignissen vor denn Spiel des Lebens einnahm.

Nur eines stand für ihn fest: Lainish stand mit Sicherheit absolut loyal zu Ijarkor.

Kurzfristig dachte er daran, Lainish kurzerhand anzurufen, doch dann nahm er aus Furcht, abgehört zu werden, davon Abstand. Er verließ seine Wohnung und durchquerte die unterculionischen Anlagen mit Hilfe der diversen technischen Einrichtungen wie Transportbänder, Schnellbahnen und Lifte. So kam er schließlich in den Bereich, in dem Lainish sich eingerichtet hatte. Er hatte erwartet, auf Wachen oder robotische Anlagen zu stoßen, die ihm ein weiteres Vordringen erschwerten oder gar unmöglich machten, aber der Permittträger schien keinen Wert auf derartige Sicherungen zu legen. Chyyk Traal befand sich plötzlich in der Wohnanlage Lainishs, ohne auf irgendein nennenswertes Hindernis gestoßen zu sein.

Plötzlich vernahm er die Stimme des Zwerg-Gavvron. Sie klang unangenehm für ihn, da sie ihm nicht melodisch genug war und nicht den für ophalische Ohren erforderlichen Rhythmus hatte.

Zögernd blieb Chyyk Traal stehen. Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Auf der einen Seite war er neugierig und wollte wissen, was Lainish mit wem besprach, auf der anderen Seite befürchtete er, von irgend jemandem überrascht und zur Rede gestellt zu werden.

Die Neugier siegte.

Er ging weiter. Vorsichtig setzte er Fuß vor Fuß, bis er schließlich durch eine Spalte in einigen Vorhängen in einen Raum sehen konnte, in dem Lainish vor einer Bildwand saß. Er hatte es sich in einer gepolsterten Schale bequem gemacht, die einige Zentimeter über dem Boden frei im Raum schwebte.

Auf der Bildwand war eine Gavvron-Frau zu sehen, die lässig an einer Säule lehnte. Sie trug eine luftige Blusen-Hosen-Kombination aus einem seidigen Stoff, der sich weich um ihren Körper legte. Die Bluse war vorn offen und ließ viel von ihren Rundungen sehen. Chyyk Traal vermutete, daß sie damit eine beträchtliche Wirkung auf den Permittträger erzielte, der unruhig in der Schale hin und her rutschte.

„150.000 Ophaler sind auf Pailliar, die anderen 150.000 auf Lombok“, erklärte die Frau. „Du kannst zufrieden sein. Ich habe mit den Nakken verhandelt. Sie blockieren die Tore, so daß die Ophaler auf keinen Fall rechtzeitig zum Spiel zurück sein können.“

„Gute Arbeit, Aysxixa“, lobte Lainish. „Ich wußte, daß ich auf dich zählen kann.“

„Damit ist sicher, daß die Spiele nicht wie vorgesehen stattfinden können“, fuhr sie fort. „Wenn 300.000 Sänger fehlen, funktioniert das ganze System nicht.“

„Ich sehne mich danach, dir meine Dankbarkeit beweisen zu können“, sagte er, während sie grüßend eine Hand hob, um sich zu verabschieden. Der Bildschirm erlosch.

Chyyk Traal stand wie erstarrt hinter dem Vorhang. Er glaubte, sich verhöhrt zu haben.

Lainish war ein Verräter!

Der Ophaler verschlang die Tentakel ineinander und legte sie über den Kopf, um seine Sinnesorgane zumindest für ein paar Sekunden völlig abzuschirmen.

Ausgerechnet der Permittträger, von dem man mehr als bei jedem anderen Loyalität zu Ijarkor fordern mußte, boykottierte das Spiel des Lebens.

Was regst du dich auf? fragte eine Stimme in ihm, die nicht ihm zu gehören schien. *Lainish tut genau das, was du auch getan hast. Nicht mehr und nicht weniger. Nur sein Motiv mag anders sein.*

Er wich unwillkürlich einige Schritte zurück.

Daß Lainish das Spiel des Lebens stören oder gar unmöglich machen wollte, war noch kein Beweis dafür, daß er Ijarkor verraten wollte. Vielleicht hatte er die insgesamt 300.000 Ophaler nur aus Treue zu Ijarkor auf andere Welten gebracht? Vielleicht war es gerade zu

Ehren Ijarkors geschehen? Konnte er denn ausschließen, daß Lainish nur so gehandelt hatte, um Roi Danton und Ronald Tekener als Organisatoren der Spiele ein für allemal zu diskreditieren?

Es geschieht zu Ehren Ijarkors, dachte Chyyk Traal voller Überzeugung. Es geschieht aus Loyalität zu Ijarkor, der in diesen Tagen zurückkehrt und ganz sicher eine wichtige Nachricht für uns alle hat. Lainish will ihm die Augen öffnen und ihm zeigen, wer seine wahren Freunde sind.

Er nahm seinen ganzen Mut zusammen und betrat den Raum, in dem Lainish sich aufhielt.

„Verzeih, Lainish, daß ich hier eindringe“, eröffnete Chyyk Traal das Gespräch. „Aber ich habe eine wichtige Information für dich.“

Lainish fuhr blitzschnell herum. Er schien zu Tode erschrocken zu sein, und im ersten Augenblick fürchtete der Ophaler, daß er zur Waffe greifen und auf ihn schießen würde, doch dann beruhigte er sich erstaunlich schnell.

„Wer bist du, und was willst du?“ fragte er.

Chyyk Traal stellte sich vor und beschrieb die Aufgaben, die er übernommen hatte.

„Also gut“, sagte Lainish ungeduldig. „Du arbeitest in der Organisation der Spiele. Und?“

„Ich glaube, Salaam Siin und die Terraner wissen, wo die verschwundenen 300.000 Sänger sind.“

Lainish wich bis zu einem Arbeitstisch zurück. Chyyk Traal sah, daß dort eine Handfeuerwaffe lag.

„Salaam Siin und Roi Danton haben Culio in einem Raumschiff verlassen“, fuhr er hastig fort. Er war so unsicher geworden, daß er die Situation nicht mehr zu beurteilen wußte. Jede Reaktion Lainishs erschien ihm möglich.

„Ist das wahr?“ fragte der Permittträger.

„Ich habe es selbst gesehen. Ich bin ihnen gefolgt und konnte beobachten, wie sie an Bord gingen, und wie das Raumschiff startete.“

„Warum erzählst du mir das?“ Lainish nahm die Waffe in die Hand und näherte sich ihm. Der Zwerg-Gavvron war ebenso groß wie der Ophaler. Etwa anderthalb Meter vor ihm blieb er stehen. „Los doch. Erkläre es mir.“

Chyyk Traal entschloß sich zu einem Geständnis, weil er darin die einzige Chance sah, mit heiler Haut davonzukommen.

„Seit Jahrtausenden waren die Ophaler für das Spiel des Lebens verantwortlich. Sie haben Ijarkor zu Ehren gearbeitet. Jetzt aber haben zwei Terraner die Organisation an sich gerissen. Ich finde das nicht in Ordnung, und ich will, daß sie scheitern. Deshalb habe ich entsprechende Vorbereitungen getroffen.“ Er atmete einige Male kräftig durch, faßte sich ein Herz und fügte hinzu: „Ich habe also nichts anderes getan als du.“

Lainish legte die Waffe zur Seite.

„Du hast mir äußerst wichtige Informationen gebracht.“

„Was wirst du tun?“

„Ich muß unverzüglich nach Pailliar. Ich muß verhindern, daß Roi Danton und Salaam Siin die Sänger womöglich doch noch heranschaffen.“

„Das können sie nicht, solange die Heraldischen Tore blockiert sind.“

„Das weiß ich, aber Ijarkor wird mich fragen, warum wir die Tore nicht wieder geöffnet haben.“ Lainish ging einige Schritte auf und ab. Er massierte sich den Kopf mit beiden Händen, so als leide er unter starken Kopfschmerzen.

„Du willst die Tore wieder öffnen?“ fragte Chyyk Traal verblüfft. „Du willst die Blockade aufheben?“

„Ich habe keine andere Wahl.“

„Aber dann kommen die 300.000 Sänger doch noch rechtzeitig.“

Lainish fuhr herum. Er lächelte diabolisch.

„Wer sagt denn, daß sie ihr Ziel erreichen, wenn sie durch die Tore gehen? Wir müssen eben dafür sorgen, daß die Tore noch einmal manipuliert werden. Die 300.000 Sänger müssen verschwinden.“

„Du willst sie ... ins Nichts schicken?“ sang Chyyk Traal entsetzt. „Du willst sie töten?“ Lainish lachte.

„Natürlich nicht. Aber ich kann sie zu einem Ort schicken, von dem sie ganz sicher nicht mehr rechtzeitig zum Beginn der Spiele zurückkehren können.“

4.

„Das ist es also“, sagte Toomoan Taan. „Zu Ehren Ijarkors! Du gehörst zum Orden.“

„Und du auch“, sang Köön Chaaer. „Ich wäre nie auf diesen Gedanken gekommen, wenn du nicht so eigenartig auf die Frage des Somers nach den Nakken reagiert hättest.“

„Dabei liegt es doch so nahe.“

„Was?“

„Daß eine so gestandene Persönlichkeit wie ich zum Orden gehört, während es doch bei so einem Fupsie wie bei dir recht verwunderlich ist.“

„Du wirst beleidigend.“

Toomoan Taan gab ihrem Weggefährten mit einer Reihe von glockenhellen Tönen zu verstehen, daß sie lediglich gescherzt hatte.

„Laß uns ernsthaft miteinander reden“, schlug sie danach vor und legte einen ihrer sechs Tentakel um ihn. „Erstens müssen wir schneller aus dieser Gegend verschwinden, und zweitens sollten wir uns darüber klar sein, daß die Somer nicht ganz falsch lagen, als sie ausgerechnet uns aus der Menge herausholten. Wir können in der Tat etwas ausrichten, und genau das sollten wir tun.“

Die beiden Ophaler flüchteten tiefer in den Wald hinein, wobei es ihnen nicht schwerfiel, die Richtung zum Heraldischen Tor einzuhalten. Dieses ragte schließlich so weit in den Himmel empor, daß es stets zu sehen war, wenn sich der Wald ein wenig lichtete.

Toomoan Taan und Köön Chaaer schwatzten lebhaft miteinander. Sie beide mußten erst mit der Tatsache fertig werden, daß sie beide dem Geheimorden der „Schwerelosen Sonne“ angehörten, dessen Ziel es war, größeren Einfluß in dem von Ijarkor beherrschten Bereich des Universums zu nehmen und vor allem das Geheimnis der Nakken, für die man sehr viel Sympathie empfand, rückhaltlos aufzuklären. Gerade in letzter Zeit war der Orden besonders gefordert worden, weil der Einfluß der Ophaler durch die Einschaltung der beiden Terraner drastisch reduziert worden war, und weil Mitglieder des Ordens herausgefunden haben wollten, daß die Existenz der Nakken durch Krankheitsbefall gefährdet war.

Schon immer hatte es Orden und Geheimbünde bei den Ophalern gegeben. Sie waren oft genug das Mittel gewesen, mit denen die Regierung der ophalischen Völker ihre nach außen gerichtete Politik durchgesetzt hatte. Tatsächlich schien es auch augenblicklich so zu sein, daß keine der offiziellen Stellen dagegen zu protestieren wagte, daß den Ophalern die Organisation der Spiele aus den Händen genommen war, obwohl diese Entscheidung fraglos tiefe seelische Spuren bei den Ophalern hinterlassen hatte.

„Und für die Nakken interessiert sich auch keiner außer uns“, sang Toomoan Taan. „Im Leben eines jeden Volkes, und sei es noch so groß, kommt es irgendwann zu einer Krise. Und die Zahl der Nakken, die bei uns leben, ist gering. Wenn es bei ihnen zu einer gesundheitlichen Krise kommt, dann kann das verheerende Folgen haben.“

„Du betonst dieses ‚bei uns‘ so eigenartig“, entgegnete Köön Chaaer. „Warum?“

„Weil ich wie die meisten Mitglieder unseres Ordens der Ansicht bin, daß die Nakken aus einem für uns absolut fremden Teil des Kosmos kommen. Niemand kennt ihren Metabolismus. Niemand weiß wirklich etwas über sie. Wenn es bei ihnen tatsächlich zu

einer psychischen oder körperlichen Krise kommt, beispielsweise durch eine Infektion mit Viren, die für uns absolut harmlos, für sie aber äußerst gefährlich sind, dann ist niemand da, der ihnen helfen könnte.“

Köön Chaaer zog sie in den Deckungsschutz einiger Felsen. Er machte sie auf einige Gleiter aufmerksam, die sich ihnen näherten. Die beiden Ophaler harrten in der Deckung aus, bis die Maschinen vorbei waren.

„Scheint nicht so, daß sie uns suchen“, stellte Toomoan Taan danach fest. „Sie setzen zumindest keine Individualtaster ein, sonst hätten sie uns längst erwischt.“

Sie eilten weiter, obwohl es bereits dämmerte. Es wäre klüger gewesen, sich schon jetzt einen Unterschlupf für die Nacht zu suchen. Doch dessen wurden sie sich erst bewußt, als es schon zu spät war. Nahezu übergangslos brach die Dunkelheit herein, und sie konnten kaum noch etwas erkennen. Mühsam tasteten sie sich durch das Unterholz voran, bis es ihnen endlich gelang, eine kleine Höhle ausfindig zu machen. Sie krochen hinein, und sie waren froh, ein wenig Schutz gefunden zu haben, denn gleich darauf setzte wolkenbruchartiger Regen ein.

„Wir wären naß bis auf die Haut, geworden“, sang sie. „Oh, Mann, da ist man schon mit so einem jungen Burschen allein im Wald, und dann sorgt dieser verdammte Regen für Trübsinn. Aber du könntest mich ja in Stimmung bringen.“

„Ich will schlafen“, antwortete Köön Chaaer und rollte sich auf dem Boden zusammen.

„Und so was gehört zum Orden der Schwerelosen Sonne“, seufzte Toomoan Taan.

*

„Ich muß mit dir reden“, sagte Lainish zu Ronald Tekener, der zusammen mit seinen Assistenten im Organisationsbüro arbeitete. „Und wir sollten Salaam Siin hinzuziehen. Auch ihm habe ich einiges mitzuteilen.“

Ronald Tekener lächelte in einer Weise, die den Zwerg-Gavvron erschreckte.

„Es genügt, wenn ich erfahre, um was es geht“, erklärte er. „Ich kann dann alle Informationen an die anderen weitergehen.“

„Wo ist Salaam Siin?“

Der Terraner setzte sich auf einen Hocker und blickte Lainish abschätzend an. Er war sich nicht klar darüber, was der Gavvron wußte. War ihm bereits bekannt, daß Roi und der Singlehrer der Ophaler den Mond Culio verlassen und nach Pailliar geflogen waren?

„Er kümmert sich um die Organisation“, antwortete Tekener vielsagend.

Das Gesicht des Zwerg-Gavvron verzerrte sich.

„Ich glaube, daß er gerade das nicht tut“, rief er mit schriller Stimme. „Ich bin überzeugt davon, daß er ein Verräter ist. Und nicht nur er, sondern du und der andere Terraner ebenfalls.“

Der Galaktische Spieler blieb gelassen angesichts dieser Beschuldigung.

„Es ist immer schön, wenn jemand eine Überzeugung hat“, spöttelte er. „Könntest du dich etwas genauer ausdrücken? Ich habe nämlich keine Ahnung, wovon du sprichst.“

„Ach, tatsächlich?“ Lainish legte seine Hände an einen Sessel, und für einen Moment schien es so, als wolle er sich hineinsetzen. Dann schien er sich jedoch dessen bewußt zu werden, daß es nicht gerade respektgebietend und würdevoll aussah, wenn er dabei Tekener den Rücken zuwenden und mühsam in den für ihn zu hohen und zu großen Sessel klettern mußte. Er drehte sich halb zur Seite und lehnte sich gegen den Sessel.

„Ich habe erfahren, daß Salaam Siin und Roi Danton den Mond verlassen haben und mit einem Raumschiff weggefliegen sind.“

„Das ist durchaus richtig“, bestätigte Tekener. „Wie du weißt, befinden sich zur Zeit erst eine Million Sänger von Ophal auf Ijarkor. Zu wenig für das Spiel des Lebens. 300.000 Sänger sind nicht hier eingetroffen. Entweder hat es irgendwo eine technische Panne

gegeben, oder jemand hat die Heraldischen Tore manipuliert, so daß die 300.000 Sänger nun irgendwo auf dem Trockenen sitzen und nicht ins Siom-System kommen können. Dazu ist allerdings notwendig, daß eines oder mehrere Tore blockiert werden. Salaam Siin und Roi Danton sind unterwegs, um herauszufinden, wo die Verschollenen sind, und umeine mögliche Blockade aufzuheben.“

Er blickte Lainish durchdringend an, und seine Haltung ließ keinen Zweifel daran, daß er ihn für den Zwischenfall und die Behinderung verantwortlich machte.

„Und wo suchen sie?“ fragte der Zwerg-Gavvron.

„Das entzieht sich meiner Kenntnis“, ließ der Terraner ihn abfahren. „Ich muß es wissen.“

„Warum?“

„Was für eine Frage“, empörte Lainish sich. „Das Spiel des Lebens findet zu Ehren Ijarkors statt, und ich will nicht, daß auch nur ein Schatten des Mißerfolgs darauffällt.“

Der Smiler lächelte erneut in der für ihn charakteristischen Weise, und Lainish erbleichte. In diesen Sekunden mochte ihm deutlicher denn je zuvor bewußt werden, daß er bei Tekener auf Granit biß.

„Ich traue dir nicht“, sagte er mit gepreßter Stimme.

„Das beruht auf Gegenseitigkeit“, erwiderte der Terraner.

Grußlos wandte der Zwerg-Gavvron sich ab und eilte davon.

Hatte der Besuch Chyyk Traals ihn schon verunsichert, so war er nun in höchstem Maß alarmiert.

Ihm war ein Rätsel, daß Tekener, Danton und Salaam Siin so schnell herausgefunden hatten, wo die verschollenen Sänger waren. Seine Intrige war sorgfältig geplant und vorbereitet gewesen. Es hätte keine Zwischenfälle geben dürfen. Und nun hatten Roi Danton und der Ophaler den Mond Culio verlassen, um die Blockade der Heraldischen Tore auf Pailliar und Lombok zu beenden.

Lainish erkannte, daß die beiden Terraner und der Ophaler über eine Organisation verfügen mußten, die außerordentlich schlagkräftig war. Sie hatten Agenten ausgesickt, denen es innerhalb weniger Stunden gelungen war, die verschollenen Sänger aufzuspüren. Eine fast unglaubliche Leistung.

Als er auf einen Gang hinaustrat, kamen ihm zwei Gavvron und sieben Ophaler entgegen. Er kannte einen der beiden Gavvron.

„Was ist los, Thurash?“ fragte er.

„Gibt es etwas, was ich wissen sollte?“

„Ich weiß nicht, woher die Information kommt, oder ob es sich nur um ein Gerücht handelt, das man nicht allzu ernst nehmen sollte.“

„Wovon redest du?“ fragte der Zwerg-Gavvron ungehalten.

„Es heißt, daß Ijarkor schon morgen hier sein wird“, antwortete Thurash.

Lainish erschrak.

Bisher war er sich seiner Sache sehr sicher gewesen. Er war davon ausgegangen, daß ihm niemand sein Intrigenspiel beweisen konnte. Nun aber hatte sein Plan Schwächen gezeigt. Möglicherweise gelang es Roi Danton und Salaam Siin sogar, alles aufzudecken. Und zu allem Überfluß drohte Ijarkor auch noch, früher zurückzukehren als erwartet.

„Wo ist Salaam Siin?“ fragte er die Ophaler. „Los doch. Heraus damit. Ich muß es wissen. Es ist äußerst dringend.“

„Wir können es dir nicht sagen“, antworteten die Sänger im Chor.

„Ihr müßt wissen, wo euer Singlehrer ist. Erzählt mir nicht, daß er euch verlassen hat, ohne euch einen Hinweis zu geben.“

„Wir haben ihn selbst schon gesucht, aber nicht gefunden“, sangen sie und setzten zu weiteren Erklärungen an, doch er wehrte sie ab und eilte weiter.

Mir bleibt keine andere Wahl, dachte er. Ganz gleich, wo Danton und der Singlehrer sind, ich muß mich zwischen Pailliar und Lombok entscheiden, denn das sind die beiden kritischen Punkte. Wenn sie nicht dort sind, brauche ich mir keine Gedanken zu machen. Aber sie werden auf einem der beiden Planeten sein, und je schneller ich ihnen folge, desto besser.

Er kehrte in seine Räume zurück und rief einen Elfahder mit seinem Raumschiff herbei, das auch in der Kalmenzone operieren konnte. Eine Stunde später war er auf dem Weg nach Pailliar.

*

Die Sonne stand noch blaßrot über dem Horizont, als Toomoan Taan und Köön Chaaer aus dem Wald hervorkamen. Von einer Anhöhe aus konnten sie auf die Stadt der Somer sehen, die unweit des Terraner-Tors errichtet worden war.

Vor dieser Stadt hatten 150.000 Ophaler ihr Lager aufgeschlagen. Es spannte sich halbkreisförmig um die halbe Stadt. Zahlreiche Gebäude einfachster Art waren entstanden.

„Niemand scheint die Führung übernommen zu haben“, stellte Toomoan Taan kritisch fest. „Niemand hat für Ordnung gesorgt. Wer auch immer veranlaßt hat, daß wir hierher gebracht wurden, er kümmert sich nicht um uns.“

„Du hast recht“, stimmte Köön Chaaer zu. „Die wenigsten von uns haben sich Unterkünfte gebaut. Die meisten scheinen zu glauben, daß wir diesen Planeten sehr bald wieder verlassen werden. Deshalb haben sich so wenige auf einen längeren Aufenthalt eingerichtet.“

„Und sind im Regen beinahe abgesoffen“, fügte Toomoan Taan hinzu. „Sieh dir das an. Das ganze Camp befindet sich in einer langgestreckten Mulde. Während der Nacht ist das Regenwasser von allen Seiten hineingelaufen und hat das Camp in eine Schlammwüste verwandelt. Manchmal könnte man am Verstand der Leute zweifeln.“

Sie hatte nicht übertrieben. Da offensichtlich keiner der Ophaler das Kommando übernommen und auch kein Somer aus der Stadt sich um die ungebetenen Gäste gekümmert hatte, waren die Folgen des nächtlichen Unwetters katastrophal. Dennoch zogen sich erst jetzt einige der Sänger aus der näheren Umgebung der Stadt auf einige Anhöhen zurück.

„Die Somer können sich freuen, daß wir friedliche Leute sind“, bemerkte Köön Chaaer. „Gavvron hätten sicherlich nicht vor der Stadt ausgeharrt. Sie wären in die Stadt eingedrungen und hätten die Häuser besetzt.“

Die beiden Ophaler schritten langsam auf das Camp zu. Sie beobachteten, daß einige Gleiter von der Stadt kamen und über das Camp hinwegschwebten. Offensichtlich versuchten die Somer, sich ein Bild von der Lage zu machen.

Aus dem Dickicht einiger Büsche kamen mehrere Ophaler hervor, bemerkten Toomaan Taan und ihren Begleiter und eilten zu ihnen.

„Der Polarstern versinkt unter dem Horizont“, sagte einer von ihnen.

„Zu Ehren Ijarkors“, antwortete sie und umarmte freudig einige aus der Gruppe. Es war offensichtlich, daß sie diese Männer und Frauen schon seit langem kannte und von ihrer Zugehörigkeit zum Orden wußte.

„Ich hatte gehofft, daß ich euch finde“, sagte sie, nachdem sie alle begrüßt und Köön Chaaer vorgestellt hatte. „Wir müssen etwas unternehmen.“

„Was hast du vor?“ fragte einer der hinzugekommenen Männer.

„Wir müssen in das Heraldische Tor eindringen und uns mit den Nakken in Verbindung setzen, damit sie die Blockade aufheben“, erwiderte Toomoan Taan. „Wir dürfen auf keinen Fall länger hier bleiben und uns manipulieren lassen. Ich fürchte jedoch, daß es

nicht ohne Kampf abgeht. Wir werden auf Widerstand stoßen, vielleicht sogar auf sehr energische Gegenwehr. Deshalb benötigen wir weitere Mitglieder unseres Ordens. Je mehr wir sind, desto besser.“

Sie forderte die anderen Ophaler auf, nach Mitstreitern zu suchen und sie zu einem Sammelplatz zu bringen.

„In zwei Stunden treffen wir uns“, sang sie mit kraftvoller Stimme. „Und dann nehmen wir uns das Heraldische Tor vor.“

Toomoan Taan hoffte, eine genügend große Gruppe aufbauen zu können, so daß die psionische Komponente der ophalischen Musiksprache zum Tragen kommen konnte. Dazu mußten sich wenigstens 10 Ophaler zu einem Chor zusammenschließen. Nur so konnten sie hoffen, die Nakken erreichen und beeinflussen zu können.

Zwei Stunden später hatten sich mehr als zwanzig ophalische Männer und Frauen um Toomoan Taan versammelt. Die Sonne brannte heiß vom wolkenlosen Himmel herab und trocknete den regendurchweichten Boden. Unter den Bäumen tanzten Myriaden von Mücken, und die Ophaler hatten sich mittlerweile weiter vom Wald entfernt, um nicht gar so sehr von den Insekten belästigt zu werden.

Toomoan Taan gab das Kommando zum Aufbruch. An der Spitze der Gruppe marschierte sie auf das Terraner-Tor zu.

„Wir hätten uns gar nicht so weit von ihm entfernen sollen“, sagte sie. „Aber wir waren wohl zu überrascht, um richtig reagieren zu können.“

Köön Chaaer machte sie darauf aufmerksam, daß eine Laster-Kolonne aus der Stadt der Somer ins Camp fuhr.

„Man scheint sich dazu entschlossen zu haben, uns Verpflegung zu bringen“, sagte er. Stöhnend legte er sich die Tentakel an den Leib. „Hast du eigentlich schon mal daran gedacht, daß wir uns um unser leibliches Wohl kümmern müssen? Ich komme um vor Hunger.“

„Typisch Mann“, schmetterte sie ihn ab. „Wir befassen uns mit Ereignissen von geradezu kosmischen Auswirkungen, und du denkst nur daran, dir den Magen vollzuschlagen.“

Sie marschierte energisch weiter, und Köön Chaaer wagte nicht mehr, von seinem Hunger zu singen, bis sie wenig später stehenblieb und sang: „Eine Kleinigkeit könnte ich allerdings auch vertragen.“

„Du mußt dich gedulden“, entgegnete eine der Frauen. „Wir haben uns schon umgesehen, aber wir haben nichts Genießbares gefunden. Die Pilze im Wald sind alle giftig für uns.“

„Und sonst?“ fragte sie. „Ihr müßt doch irgend etwas gefunden haben.“

„Nein. Nichts.“

„Ein Grund mehr, diese ungastliche Welt so schnell wie möglich zu verlassen“, seufzte Köön Chaar. „Mir wird ganz schlecht, wenn ich nur daran denke, daß man auf dem Mond Ijarkor hervorragend auf uns vorbereitet ist. Dort finden wir allen Komfort, und man ist nicht nur in der Lage, uns zu sättigen, sondern uns auch Delikatessen zu bieten, die es selbst bei uns zu Hause nur noch in Ausnahmefällen gibt.“

Toomoan Taan blieb stehen. Sie blickte zum Camp zurück, in dem sich 150.000 Ophaler sammelndrängten. Sie alle hatten zuletzt am Ausgangspunkt ihrer Reise etwas zu sich genommen. Vielleicht hatten viele von ihnen in den letzten Stunden vor der Abreise gar nichts gegessen, weil sie sich auf die gute Verpflegung auf Ijarkor gefreut hatten. Und jetzt? Sie mußten diesen Planeten verlassen und nach Ijarkor oder in ihre Heimat gebracht werden, wenn es nicht zu schweren Ausfallerscheinungen kommen sollte. Toomoan Taan fürchtete gar, daß es Todesopfer geben könnte.

Wer auch immer uns hierher gebracht hat, er hat nicht daran gedacht, überlegte sie. Allein dafür gehört er bestraft.

Sie versuchte, ihre Gedanken auf das Heraldische Tor zu richten und sich ausschließlich auf die bevorstehende Aufgabe zu konzentrieren, um auf diese Weise das Hungergefühl zu überdecken. Es gelang ihr nicht besonders gut.

Köön Chaaer schloß zur ihr auf.

„Ich hatte befürchtet, daß die Somer oder irgend jemand sonst das Tor bewachen“, sang er, „aber das ist nicht der Fall. Seltsam, nicht?“

„Man ist sich seiner Sache offenbar sehr sicher“, antwortete sie. Zögernd blieb sie am Eingang zum Tor stehen. Es widerstrebte ihr, sich nunmehr sozusagen blind an die Nakken zu wenden. War es nicht besser, wenn sie versuchte, mit ihnen zu reden und sich mit ihnen abzustimmen?

„Worauf wartest du?“ fragte Köön Chaaer. „Wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Toomoan Taan gab sich einen Ruck.

Was interessiert dich, wer das Tor manipuliert hat? dachte sie. Du brauchst nur dafür zu sorgen, daß ihr zu Ehren Ijarkors singen könnt. Danach lösen sich alle Probleme von selbst.

„Wir wenden uns an den Tormeister“, sang sie. „Konzentriert euch. Er muß tun, was wir wollen!“

Sie stimmte die Melodie an, und die anderen Ophaler fielen ein. Psionische Stoßwellen bauten sich auf und durchdrangen das Terraner-Tor.

Doch dann fiel ein Schuß.

Ein gleißend heller Blitz zuckte auf die Gruppe der Ophaler zu, und eine der Frauen stürzte tödlich getroffen zu Boden.

Schlagartig endete der Gesang der Ophaler.

5.

Salaam Siin stoppte den Flug des Antigraugleiters, als er es am Eingang des Terraner-Tors aufblitzen sah.

„Da ist etwas passiert“, sagte Roi Danton, der neben ihm saß. Sie hatten den Planeten Pailliar vor wenigen Minuten mit dem Raumer der Netzgänger erreicht und die letzte Strecke bis zum Heraldischen Tor in einem Gleiter zurückgelegt. „Lande.“

Der Singlehrer zögerte. Er sah, daß etwa dreißig Ophaler aus dem Heraldischen Tor flüchteten und in Richtung der nahen Stadt eilten.

„Schnell“, drängte der Terraner. Wir müssen mit ihnen reden.“

Jetzt endlich reagierte Salaam Siin. Er drückte den Gleiter nach unten und überholte die Fliehenden. Dabei hob er grüßend einen seiner Tentakel. Diese Geste wirkte so beruhigend auf die anderen, daß sie ihre Flucht beendeten und im Schutz einiger Felsen stehenblieben. Dort warteten sie auch noch, als Salaam Siin und Roi Danton gelandet und ausgestiegen waren.

Der Singlehrer begrüßte sie mit einer besänftigenden Melodie, und er begriff zugleich, daß sie ihn erkannt hatten.

„Was ist passiert?“ fragte er.

„Man hat auf uns geschossen“, erwiderte Toomoan Taan. „Eine der Frauen wurde getötet. Sie liegt noch da drüben.“

Und dann erklärte sie, was sie überhaupt im Heraldischen Tor bezweckt hatten.

„Das Tor ist blockiert. Wir wollten es wieder öffnen, um am Spiel des Lebens teilnehmen zu können.“

„Das könnt ihr auch hier“, erwiderte Salaam Siin zu ihrer Überraschung. „Dazu müßt ihr Pailliar nicht verlassen.“

„Wie sollen wir das verstehen?“ sang Toomoan Taan. Sie war verwirrt. Sie hatte ein grenzenloses Zutrauen zum Singlehrer, und es hätte ihr Vorstellungsvermögen

überstiegen, daß er kein Anhänger der Philosophie vom Permanenten Konflikt war. Sie wäre nie auf den Gedanken gekommen, an seiner Loyalität zu Ijarkor zu zweifeln.

„Es ist bedeutungslos, ob das Terraner-Tor blockiert ist oder nicht“, fuhr Salaam Siin fort. „Ihr werdet von Pailliar aus am Spiel des Lebens teilnehmen. Ihr werdet singen, und eure psionische Kraft wird auf dem Mond Ijarkor wirksam werden.“

„Richtig“, stimmte Toomoan Taan zu. „Wir müssen nicht unbedingt auf Ijarkor sein. Sobald mehr als 1000 Ophaler zusammen sind und singen, hört man uns über viele Lichtjahre hinweg.“

„Die Frage ist nur, wann wir mit unserem Gesang beginnen sollen“, warf Köön Chaaer schüchtern ein.

„Das werdet ihr sofort wissen, wenn es soweit ist“, erklärte Salaam Siin. „Wenn eine Million Ophaler auf dem Mond Ijarkor das Spiel des Lebens mit ihrem Gesang eröffnen, wird eine Impulswellenserie als mächtiger Stoß durch den Kosmos gleiten und eure Sinne beflügeln. Sobald ihr diese Impulse verspürt, beginnt zu singen - mit aller Macht, die euch gegeben ist.“

Verwundert blickten die Ophaler ihn an. Sie hatten oft im Chor gesungen, aber eine solche Stoßwelle, von der er gesprochen hatte, hatten sie noch nie verspürt. Spielte er auf ein besonderes Ereignis an, von dem sie noch nichts wußten? Hatte er sich eine Überraschung für den zurückgekehrten Ijarkor ausgedacht, um den Ewigen Krieger zusätzlich zu ehren?

„Wir sind einverstanden“, verkündete Toomoan Taan, nachdem sie eine Weile nachgedacht hatte. „Du wirst wissen, was richtig ist und was den Erwartungen Ijarkors entspricht.“

„Und dann müssen wir noch über Lainish reden“, sagte Roi Danton. „Nach unseren Informationen ist er dafür verantwortlich, daß ihr hier auf Pailliar seid und weitere 150.000 Ophaler auf Lombok gelandet sind. Er will das Spiel des Lebens stören.“

„Er ist ein Verräter“, behauptete Salaam Siin.

„Der Gavvron wird für das bezahlen, was er getan hat“, bemerkte Toomoan Taan. „Aber das ist eine Sache, die wir auf später verschieben können. Jetzt geht es um etwas anderes. Wenn wir auf Pailliar bleiben sollen, dann muß sofort etwas geschehen. Wir müssen versorgt und vernünftig untergebracht werden. Ich fürchte jedoch, das sind Forderungen, die ihr nicht erfüllen könnt. Deshalb wäre es einfacher, uns nach Ijarkor zu bringen.“

„Das geht nicht, solange das Tor blockiert ist“, entgegnete der Singlehrer. „Wir werden mit Kodexwahrer Dokroed reden, und darüber hinaus werden wir versuchen, das Tor zu öffnen.“

„Tiere bringt man besser unter als uns“, empörte sich Toomoan Taan. „Und von Dokroed ist keine Hilfe zu erwarten. Er hat uns foltern lassen, weil er uns nicht glaubt, daß wir gegen unseren Willen hierher gebracht worden sind.“

„Wir kümmern uns darum“, versprach Roi Danton.

„Und dann wollen wir wissen, wer auf uns geschossen und eine von uns getötet hat“, sang Toomoan Taan voller Erregung. „Auf diesem Planeten scheint man zu glauben, daß man ungestraft buchstäblich alles mit uns machen kann.“

„Bleibt dem Tor fern“, empfahl Roi Danton. „Wir möchten nicht, daß noch jemand von euch erschossen wird.“

*

Kodexwahrer Dokroed schritt stolz wie ein Pfau vor Salaam Siin und Roi Danton auf und ab. Nachdem er seine beiden Gäste in einem großen Haus im Süden der Stadt empfangen hatte, schien er es nur noch darauf anzulegen, ihnen zu zeigen, daß alle

Macht über das Geschehen auf Pailliar in seinen Händen lag. Er bot seinen Gästen noch nicht einmal eine Erfrischung an.

„Ich will nur eins“, verkündete er, nachdem sie eine bessere Versorgung der Ophaler gefordert hatten, „daß die Sänger so schnell wie möglich von hier verschwinden. Wir sind von ihnen überrascht worden. Keiner von uns wollte sie hier haben. Sie sind einfach aus dem Terraner-Tor gekommen, als hätten sie ein Anrecht darauf, das Gastrecht in Anspruch zu nehmen. Aber es sind ungebetene Gäste. Wir sind nicht darauf vorbereitet, 150.000 Ophaler zu versorgen und unterzubringen. Wir haben gar nicht die Kapazität dafür. Und außerdem sehe ich keinen Grund dafür, daß sie bleiben. Sie sollen zum Mond Ijarkor gehen oder sich in ihre Heimat zurückziehen. Hier haben sie jedenfalls nichts verloren.“

„Sie sind aufgrund einer Intrige von Lainish, des Anführers des Hatuatano, nach Pailliar gebracht worden“, wiederholte Roi Danton eine Aussage, die er zuvor schon einmal gemacht hatte, ohne damit großen Eindruck bei Dokroed zu erzielen. „Sie trifft keine Schuld.“

„Und warum verschwinden sie nicht von hier?“ fragte der Kodexwahrer. „Ihr Platz ist auf dem Mond Ijarkor. Dort haben sie dafür zu sorgen daß das Spiel des Lebens ein voller Erfolg wird.“

„Auch das habe ich bereits versucht, dir zu erklären“, erwiderte der Terraner. „Die Nakken blockieren das Terraner-Tor, und solange sie das tun, können die Ophaler nicht abreisen.“

„Wir werden dafür sorgen, daß die Blockade beendet wird“, sang Salaam Siin. „Sobald wir das erreicht haben, verschwinden die Ophaler. Bis dahin aber müssen sie untergebracht und vor dem Regen geschützt werden, und sie müssen gepflegt werden. Mit ein bißchen gutem Willen ist das zu schaffen.“

Der Somer schritt würdevoll auf und ab. Hin und wieder streckte er seine gefiederten Arme aus und schüttelte sie, als könne er dadurch seine Gedanken beflügeln.

„Also gut“, lenkte er schließlich ein. „Wir werden ein energetisches Prallfeld errichten und als Dach über das Camp legen, damit die Sänger nicht dem Regen ausgesetzt sind. Die Ophaler sollen uns angeben, was sie für ihre Verpflegung benötigen. Wir werden uns bemühen, ihre Wünsche zu erfüllen. Ich bin jedoch nur bereit, sie für einige Tage bei uns zu dulden. Sobald das Terraner-Tor frei ist, sollen sie verschwinden.“

„Das werden sie“, entgegnete Roi Danton und bedankte sich für das Hilfsangebot Dokroeds. Damit waren die Schwierigkeiten der Ophaler zumindest vorübergehend behoben. Ein ähnliches Gespräch würde Salaam Siin auch auf dem Planeten Lombok führen müssen, wo weitere 150.000 Ophaler gestrandet waren.

Der Kodexwahrer hielt Wort. Nach Ablauf von weniger als einer Stunde begannen Roboter damit, Energiefeldprojektoren aufzubauen, und die Somer errichteten einen syntronischen Informationsstand, an dem die Ophaler ihre Wünsche anmelden konnten.

*

Der Nakk Faragha war verschwunden, und sie wußte nicht, wohin.

Aysxixa ließ die Waffe sinken. Befriedigt beobachtete sie, wie die Ophaler flüchteten. Das weibliche Wesen, das sie getroffen hatte, lag regungslos auf dem Boden.

Ihre eigene Schuld, dachte die Gavvron verächtlich. *Was rennt sie durch die Gegend, ohne an ihre eigene Sicherheit zu denken.*

Sie zog sich in das Innere des Heraldischen Tores zurück. In einem Antigravschacht glitt sie etwa hundert Meter nach oben und trat dann in einen Raum hinaus, in dem einer ihrer sieben Begleiter auf sie wartete.

„Alles in Ordnung?“ fragte er arglos. Er saß an einem Fenster und hielt die Landschaft unterhalb des Terraner-Tors auf einer Zeichenfolie fest. Hendroshk war ein leidenschaftlicher Zeichner, der ständig auf der Suche nach Motiven war und darüber alles andere vergessen konnte. Er war leichtgläubig, und er schien sich stets nur für das oberflächliche Geschehen zu interessieren.

„Alles in Ordnung“, antwortete sie leichthin. „Ich habe ein paar Sänger vertrieben, die es sich unten gemütlich machen wollten.“

Er lachte und deutete hinüber.

„Kann ich ihnen nicht verdenken. Gemütlich haben sie es da unten bestimmt nicht.“

„Sie werden sich damit abfinden müssen“, bemerkte sie, ohne den im Camp versammelten Ophalern einen Blick zu gönnen. „Wo sind die anderen?“

„Weiter oben. Sie schlafen.“ Er wandte sich ihr zu. Bewundernd betrachtete er sie. „Habe ich dir eigentlich schon gesagt, daß du einen vollkommenen Körper hast?“

Lächelnd setzte sie sich ihm gegenüber. Sie schlug die Beine übereinander und lehnte sich weit im Sessel zurück, so daß sich die Bluse über ihren runden Brüsten spannte.

„Das höre ich gerne“, erwiderte sie leise, ohne ihn aus den Augen zu lassen. „Besonders von einem Mann wie dir.“

Er legte die Zeichenfolie zur Seite und kniete sich neben ihrem Sessel hin. Seine Hände strichen über ihre Arme.

„Niemand würde uns stören.“

„Ich weiß.“ Sie schien zu überlegen, ob sie ihm nachgeben sollte, so daß er sich bereits am Ziel seiner Wünsche wähnte, doch dann erhob sie sich und entfernte sich einige Schritte von ihm. „Sei mir nicht böse, Hendroshk, aber jetzt nicht.“

Er folgte ihr und zog sie an sich, und dieses Mal entzog sie sich ihm nicht. Schließlich aber schob sie ihn sanft von sich. Seine Augen waren dunkel geworden, und seine Wangen hatten sich gerötet. Sie konnte sehen, wie das Blut durch seine an den Schläfen weit hervortretenden Adern pulsierte, und sie wußte, daß sie ihn in der Hand hatte. Er würde tun, was sie von ihm verlangte, nur weil er hoffte, ihre Liebe damit gewinnen zu können.

„Warum nicht?“ fragte er mit belegter Stimme.

„Weil wir mit dem Experiment beginnen müssen, von dem ich dir erzählt habe.“

„Du willst es wirklich tun?“

„Warum nicht? Wenn man sein Ziel erreichen will, darf man nicht zögern, sondern man muß handeln.“

„Bisher hat noch nie jemand gewagt, so etwas mit den Nakken zu machen.“

Sie lachte silberhell.

„Deshalb habe ich es mir ja vorgenommen, Hendroshk! Es wird höchste Zeit, daß jemand so etwas unternimmt, aber wenn du dich fürchtest, dann laß es ruhig. Ich werde auch einen anderen finden, der...“

„Nein, nein“, wehrte er ab. „Du brauchst dir keine Gedanken zu machen. Ich bin dabei.“

Sie hatte es nicht anders erwartet.

„Dann komm“, forderte sie ihn auf. „Wir wollen nicht länger warten.“

Sie reichte ihm die Hand und verließ mit ihm den Raum.

Aysxixa hatte lange überlegt, ob sie allein handeln oder jemanden einweihen und hinzunehmen sollte. Schließlich hatte sie sich den Schwächsten aus der Gruppe als Helfer ausgesucht. Von ihm erwartete sie am wenigsten Schwierigkeiten, und von ihm wußte sie, daß sie ihn am leichtesten beeinflussen konnte.

Sie war sicher, daß sie nun endlich an die Erforschung der Nakken gehen konnte. Sie würde mehr über diese Schneckenwesen erfahren als jeder vor ihr.

Sie hatte sich ein hohes Ziel gesetzt.

Sie wollte Tormeisterin werden.

„Glaubst du wirklich, daß wir es schaffen können?“ fragte Hendroshk, als sie in einem Antigravschacht aufstiegen.

„Ich bin sicher“, erklärte sie. „Ich habe ein psionisches Gift entwickelt, das mich befähigen wird, die Macht über die Nakken zu übernehmen. Wir werden es einem Nakken injizieren, und dann wird sich zeigen, daß ich die Macht über diese Schneckenwesen habe. Sie werden nur noch tun, was ich will.“

„Was wir wollen“, verbesserte er sie.

„Natürlich!“ Sie schmiegte sich an ihn. „Es geht um uns beide, nicht nur um mich.“

Sie verließen den Schacht und betraten einen mit bizarr geformten Gegenständen ausgestatteten Raum. Sie konnten nur vermuten, daß es sich um einen möblierten Raum handelte. Wozu die Nakken diese eigenartigen Gegenstände benötigten, entzog sich ihrer Kenntnis. Gerade das aber hätte Aysxixa gern herausgefunden. Sie war der Überzeugung, daß alle Dinge in irgendeiner Hinsicht von Nutzen sein und ihrem Besitzer einen Gewinn bringen mußten, sei dieser nun substantieller, geistiger, emotioneller oder seelischer Art. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß ein intelligentes Wesen - und sei es noch so fremd - irgendwelche Dinge in seiner Umgebung duldet, die ohne jeden Sinn waren.

Vor einer transparenten Wand erhob sich ein Nakk. Er wandte ihnen den Rücken zu, so daß es schien, als konzentriere er sich mit allen Sinnen auf das, was unterhalb des Heraldischen Tores geschah. Doch Aysxixa wußte sehr wohl, daß dieser Eindruck täuschte.

„Schnell“, flüsterte sie. „Ich glaube, er hat uns noch nicht bemerkt.“

Sie durchquerten den Raum und stürzten sich auf das Schneckenwesen. Hendroshk riß es herum und warf es auf den Boden. Aysxixa setzte ihm eine Hochdruckspritze neben der Sprech-Sichtmaske an den Kopf und injizierte ihm das Gift. Es wirkte augenblicklich. Wie vom Blitz getroffen brach der Nakk zusammen.

„Gut so“, lobte sie. „Ich bin sicher, daß er keine Zeit hatte, einen Artgenossen zu benachrichtigen.“

„Und was jetzt?“ fragte er. „Wie geht es weiter?“

„Wir suchen uns den nächsten Nakken“, erwiderte sie.

„Wollen wir nicht lieber warten, bis wir sehen, welche Wirkung die Injektion hat?“

Aysxixa zögerte kurz, dann setzte sie sich auf den Fußboden. Sie legte ihre Hände um die Knie und nickte.

„Du hast recht. Es ist besser, wenn wir wissen, wie sich die Nakken verhalten, wenn sie sich vom Schock erholt haben.“

Voller Abscheu blickte sie auf den Torhüter, der schlaff auf dem Boden lag und alle Arme von sich streckte. Sie fand, daß der Nakk in diesem Zustand noch abstoßender aussah als sonst.

Einige Minuten verstrichen. Hendroshk blickte unverwandt auf das Schneckenwesen.

„Ob es tot ist?“ fragte er. „Warum regt es sich nicht?“

Er hatte sich ebenfalls auf den Boden gesetzt. Jetzt kroch er auf allen vieren zu dem Nakken hinüber und legte ihm die Hand an den Kopf.

„Ich kann fühlen, wie das Blut pulsiert“, berichtete er. „Falls das Blut ist, was sich da bewegt.“

Es war, als habe er den Torhüter durch die Berührung stimuliert. Der Nakk streckte sich plötzlich, stöhnte laut auf und krümmte sich dann ruckartig zusammen. Er verharrte einige Minuten lang in dieser Stellung, so daß Aysxixa bereits fürchtete, daß sie sich mit dem psionischen Gift geirrt hatte. Dann richtete sich der Nakk langsam zu seiner vollen Größe auf, drehte sich herum und wandte sich ihr zu.

„Wie geht es dir?“ fragte sie.

„Ich fühle mich normal“, antwortete das Schneckenwesen in Sothalk.

„Beobachte dich“, befahl sie. „Hat sich etwas verändert?“

„Ich weiß nicht, was vorher war“, erwiderte es.

„Wer bist du?“

„Fgoroga.“

„Wer bin ich?“

„Du bist die Herrin. Deine Gedanken sagen es mir.“

„Du kannst meine Gedanken lesen?“

„Nein, aber wenn du mit mir sprichst, höre ich die Gedanken, die deine Worte begleiten. Sie sagen mir deutlicher als Worte, was du meinst. Daher weiß ich auch, daß ich dir gehorchen muß, Herrin.“

„Ich sehe, du hast verstanden. Ich will, daß du es mir sofort sagst, wenn du mich nicht mehr so gut verstehen solltest.“

„Das werde ich tun. Du kannst dich auf mich verlassen.“

„Wer ist der Tormeister für dich?“

„Er ist nicht mehr wichtig. Er hat nicht den Rang, den du hast. Seine Befehle sind für mich nur wirksam, wenn sie mit deinen übereinstimmen.“

„Es ist gut“, sagte sie und blickte Hendroshk triumphierend an. „Bleib hier und warte auf mich oder darauf, daß ich dich mit meinen Gedanken rufe.“

Sie war sich nicht sicher, ob er einen telepathischen Befehl empfangen und verstehen konnte, aber sie wollte ihn nicht unbedingt an diesen Raum binden.

Sie gab Hendroshk ein Zeichen und eilte zusammen mit ihm hinaus. In der Rechten hielt sie eine Schußwaffe.

„Ich hätte es nicht geglaubt, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte“, sagte er.

„Das war erst der Anfang“, erwiderte sie mit leuchtenden Augen. „Verstehst du? Wir können die Nakken vollständig für uns öffnen. Sie werden uns alles verraten, was wir über sie wissen müssen. Endlich werde ich das Rätsel ihrer Herkunft lösen.“

Er blickte sie überrascht an, und erst jetzt ging ihm auf, wie weitreichend die Konsequenzen ihrer Attacke auf die Nakken waren.

„Du hast recht. Wir werden erfahren, woher sie kommen, und wer sie wirklich sind.“

Sie lachte, blieb stehen und packte ihn an der Schulter.

„Ich habe dir schon gesagt, daß die Nakken die Lehre vom Permanenten Konflikt nicht verstehen, und daß sie eigentlich keine Loyalität zum Ewigen Krieger kennen. Aber warum ist das so? Es heißt, daß ein dumpf empfundener Drang sie dazu zwingt, in den Heraldischen Toren zu arbeiten. Woher kommt dieser Drang? Was steckt dahinter? So etwas kommt doch nicht von ungefähr. Nach meinen Informationen sind die Heraldischen Tore wie Leuchtfeuer, die sie unterhalten müssen, um irgend jemandem den Weg zu weisen. Wem müssen sie den Weg weisen? Das müßten sie doch eigentlich wissen. Oder nicht? Und wieso sind die Tore so etwas wie Leuchtfeuer? Und welche Art von Leuchtfeuern? Was lauert da in den Tiefen des Universums, was zu uns herangeführt werden soll? Da steckt doch sehr viel mehr dahinter, als wir bisher wissen.“

Wiederum glitten sie in einem Antigravschacht nach oben. In der Hoffnung, irgendwo auf Nakken zu stoßen, verließen sie ihn bald wieder, sahen sich vergeblich nach Torhütern um, bewegten sich abermals nach oben und gerieten in einen Raum, an dessen Eingang eine üppig grünende Pflanze wucherte. Als Hendrosh ihre Ranken zur Seite bog, um hindurchgehen zu können, löste sich eine kopfgroße Frucht von der Pflanze, fiel auf den Boden und zerbrach. Eine ölige Flüssigkeit spritzte heraus und verbreitete sich auf dem Boden bis hin zu einem wandhohen Fenster, das aus Tausenden von Glassplittern zusammengesetzt zu sein schien.

Hendroshk trat einen Schritt vor und rutschte aus. Ohne sich halten zu können, glitt er quer durch den Raum und prallte mit den Füßen gegen die Glaswand. Sie zerbarst

krachend. Splitter regneten auf ihn herab, während er durch die Öffnung in der Glaswand hinausrutschte. Buchstäblich im letzten Moment konnte er sich an einigen aufrecht stehenden Scherben festhalten.

„Warte, ich helfe dir“, rief Aysxixa und wollte ihm folgen.

„Nein“, schrie er, „bleib, wo du bist.“

Aysxixa hörte nicht auf ihn. Sie trat in den Raum hinaus, wobei sie sich unwillkürlich an einer Ranke der Pflanze festhielt. Im nächsten Moment stürzte sie auch schon auf den Boden, der durch die ölige Flüssigkeit allzu glatt geworden war, und sie versuchte zunächst vergeblich, wieder auf die Beine zu kommen. Erst als es ihr gelang, einige weitere Ranken zu packen, konnte sie sich auf sicheren Boden ziehen und aufrichten. Inzwischen hatte sich auch Hendroshk in Sicherheit gebracht. Seine Hände bluteten, da er sich an den scharfen Scherben geschnitten hatte, aber er lag bäuchlings und einigermaßen sicher auf dem Boden und schob sich nun Zentimeter um Zentimeter näher zu ihr heran.

„Das Öl macht den Boden so rutschig, daß man sich nicht darauf halten kann“, keuchte er. Hinter ihm klaffte eine riesige Lücke in der Glaswand. Durch sie trieb der Wind einige Regentropfen herein. Sie rollten über den Ölfilm hinweg und machten ihn noch tückischer.

Aysxixa riß einige Ranken ab, verknüpfte sie miteinander und warf sie Hendroshk hin. Er ergriff sie und ließ sich von ihr über den Boden ziehen.

„Du hast mir das Leben gerettet“, sagte er, als er schließlich neben ihr stand. „Allem hätte ich es nicht geschafft.“

„Unsinn“, wehrte sie ab und verband ihm die Hände mit einigen Stoffstreifen, die sie aus dem Innenfutter ihrer Taschen gewonnen hatte. „Das bildest du dir nur ein.“

Ihnen gegenüber öffnete sich eine Tür, und ein etwa drei Meter hoher, humanoider Roboter stürmte herein. Er kam gerade drei Schritte weit, bevor er auf dem glatten Boden ausrutschte und stürzte. Hendroshk wartete, bis er nahe genug heran war, dann versetzte er der Maschine einen Fußtritt. Sie flog herum. Ein Energieblitz zuckte aus ihrer Waffe, verfehlte ihn jedoch weit, und dann glitt der Roboter durch die Öffnung in der Glaswand hinaus und verschwand in der Tiefe.

„Sei froh, daß es so glatt ist“, lachte sie. „Sonst wären wir mit dem Roboter nicht fertig geworden.“

Durch die noch immer offene Tür näherte sich ein weiterer Roboter. Er war kugelförmig und lief auf sechs spindeldürren Beinen. Ihm erging es nicht anders als seinem Vorgänger. Er verlor den Halt auf dem rutschigen Boden, glitt auf die beiden Gavvron zu und erhielt einen kräftigen Tritt, der ihn zur Öffnung in der Glaswand hinausbeförderte. Auch er versuchte im letzten Moment, den Gavvron zu erschießen, aber auch er verfehlte ihn.

Hendroshk lachte.

„Von mir aus kann das noch stundenlang so weitergehen“, sagte er.

„Täusche dich nicht“, warnte sie ihn. „Der nächste Roboter könnte uns vor erheblich größere Probleme stellen.“

Vorsichtig tastete sie sich in den Raum hinaus, stieß sich sanft ab und glitt aufrecht zu der Tür hinüber, durch die die Roboter hereingekommen waren. Daneben lagen mehrere mit kunstvollen Mustern versehene Folien auf dem Boden. Sie waren trocken und ölfrei. Auf ihnen fand Aysxixa ausreichend Halt.

„Paß auf, flüsterte Hendroshk gleich darauf. „Sie kommen zu zweit.“

Er zog sich hinter den Pflanzenvorhang zurück, so daß die beiden Roboter ihn nicht sehen konnten, als sie sich sehr langsam und behutsam durch die Tür hereinbewegten. Es waren schiffenartige Gebilde, die auf Rädern rollten. Aysxixa ließ sie an sich vorbei. Im gleichen Augenblick, als sie sie bemerkten, stieß sie mit den Füßen nach ihnen, und sie folgten den ersten beiden Maschinen in die Tiefe.

Hendroshk blickte lachend durch den Pflanzenvorhang.

„Wenn das so weitergeht“, sagte er, „räumen wir das ganze Tor aus.“

Sie warteten, doch es kamen keine Roboter mehr, und die Nakken ließen sich auch nicht sehen.

„Entweder weiß man mittlerweile, wie es hier aussieht“, sagte Aysxixa. „Oder man stuft uns als nicht so wichtig ein.“

„Was tun wir?“ fragte er. „Wir können hier nicht ewig warten.“

„Wir gehen weiter, so wie wir es uns von Anfang an vorgenommen hatten“, antwortete sie. „Schließlich haben wir erst einen Nakken für uns gewonnen. Das ist zu wenig. Es gibt etwa fünfhundert in diesem Tor.“

„Und wie viele willst du vergiften?“ Erschrocken hielt er inne. Dann verbesserte er sich: „Ich meine - impfen?“

Sie blickte ihn kühl an.

„Etwa fünfzig. Das genügt.“

6.

Ein Somer kam in das Quartier, das Salaam Siin und Roi Danton zugewiesen worden war. Er teilte ihnen mit knappen Worten mit, daß Kodexwahrer Dokroed sie zu sprechen wünschte.

„Wir kommen sofort“, erwiderte der Singlehrer, der gerade dabei war, eine kürbisähnliche Frucht zu verzehren.

„Laßt ihn nicht warten“, empfahl der Bote.

Der Ophaler aß zu Ende und machte sich dann mit Roi auf den Weg.

„Ich fürchte, es gibt Komplikationen“, sang er leise.

Der Terraner blickte ihn flüchtig an. Sie beide wußten, daß sie mit jeder Äußerung vorsichtig sein mußten. Dokroed war nicht zu unterschätzen. Sie mußten davon ausgehen, daß er sie auf Schritt und Tritt überwachen ließ. Eine falsche Bemerkung konnte den großen Plan zum Scheitern bringen.

Sie standen in ihrem Kampf gegen den Ewigen Krieger und gegen die verhängnisvolle Lehre vom Permanenten Konflikt vor einem vernichtenden Schlag. Wenn das Vorhaben gelang, das zu Beginn des Spieles des Lebens verwirklicht werden sollte, dann würde es ungeahnte Auswirkungen haben.

Es einen Paukenschlag zu nennen, wäre noch viel zu schwach, dachte der Terraner, während er an der Seite Salaam Siins zum Kodexwahrer ging. Dieser Schlag wird so gewaltig sein, daß er Ijarkor und seine Anhänger aus dem Gleichgewicht bringen wird. So etwas ist noch nie dagewesen, und es wird mehr sein als nur eine gewonnene Schlacht in einem Sternenkrieg.

Vier bewaffnete Wachen standen vor dem Arbeitsraum Dokroeds. Sie wichen respektvoll zur Seite.

Zu Ehren Ijarkors! Roi Danton hätte lachen mögen. Vielleicht wird Ijarkor sich von diesem Schlag nie mehr erholen. Wenn die Aktion gelingt, beginnt eine völlig neue Epoche.

Die Tür öffnete sich, und sie sahen, daß der Kodexwahrer nicht nur mit ihnen allein sprechen wollte. Es war noch jemand bei ihm.

Lainish, der Anführer des Hutuatano!

Roi Danton spürte, wie ihm kalt wurde. Plötzlich war sein Optimismus verfliegen.

Der große Plan war in Gefahr.

War Lainish ihnen auf die Spur gekommen? Hatte er irgend etwas erfahren?

Roi Danton wurde von einer nie gekannten Unruhe erfaßt, und er wurde sich dessen bewußt, daß der Plan auf tönernen Füßen stand. Nur ein sehr kleiner Kreis von

Mitstreitern war informiert, aber es gab außerordentlich viele, die in der Lage waren, das Vorhaben zu erraten.

Hat jemand allzu intensiv nachgedacht? fragte sich der Terraner. *Irgend jemand könnte mißtrauisch geworden sein. Er könnte ein paar Fragen zuviel gestellt haben.*

Er wurde sich dessen bewußt, unter welcher ungeheurer Anspannung er stand. Bisher hatte er alle Zweifel von sich geschoben, doch nun überfielen sie ihn um so heftiger.

Kodexwahrer Dokroed schien etwas zu bemerken. Er legte den Kopf zur Seite und blickte ihn forschend an.

„Lainish hat schwere Vorwürfe gegen euch erhoben“, eröffnete er das Gespräch.

„Das überrascht mich nicht“, erwiderte Roi Danton. „Von ihm habe ich nichts anderes erwartet. Er hat sich selbst in letzter Zeit sehr eigenartig benommen, so daß ich meine Zweifel an seiner Loyalität zu Ijarkor hatte.“

„Salaam San und du - ihr seid Verräter“, fauchte der Zwerg-Gavvron ihn an.

„Ach ja? Sind wir das?“ Der Terraner setzte sich in einen der Sessel. Lässig schlug er die Beine übereinander. Seine Arme ruhten auf den Lehnen. Er überlegte kurz, dann entschloß er sich dazu, den Anführer des Hatuatano anzugreifen. Er gab einer Vermutung nach, obwohl er keinerlei Beweise in den Händen hielt.

„Die Heraldischen Tore sind manipuliert worden“, erklärte er. „Das hatte zur Folge, daß insgesamt 300.000 Sänger ihr Ziel nicht erreicht haben. Salaam Siin, Ronald Tekener und ich sind die letzten, die ein Interesse an einem solchen Fehlschlag haben könnten. Wir wollen zu Ehren Ijarkors das Spiel des Lebens inszenieren, und wir arbeiten sehr intensiv daran, daß es ein Spiel wird, wie es noch niemals zuvor organisiert wurde. Da paßt eine Manipulation der Heraldischen Tore nicht ins Konzept. Sie kann nur von jemandem eingeleitet worden sein, der verhindern will, daß es Spiele werden, die zur Ehre des Ewigen Kriegers gereichen. Ich könnte mir sehr gut vorstellen, daß Lainish voller Eifersucht und Mißgunst verhindert hat, daß die Sänger ihr Ziel erreichen. Er weiß sehr gut, daß alle 1.300.000 Ophaler auf dem Mond Ijarkor sein müssen. Er hat dafür gesorgt, daß 300.000 fehlen.“

„Eine Unverschämtheit“, empörte sich Lainish.

„Er ist dafür verantwortlich, daß diese Ophaler Pailliar und Lombok nicht verlassen können, denn er hat die Blockierung der Tore veranlaßt.“

Kodexwahrer Dokroed war hin und her gerissen. Er wußte nicht, was er von diesen Anschuldigungen halten sollte, die ihm aber bei allen Zweifeln logischer erschienen als die Behauptungen Lainishs. Er fragte sich, warum Ronald Tekener und Roi Danton das Spiel des Lebens scheitern lassen sollten. Er selbst hätte alles geopfert, was ihm lieb und wert war, wenn ihm die Ehre zuteil geworden wäre, das Spiel des Lebens zu inszenieren, und er konnte sich nicht vorstellen, daß irgend jemand eine solche Aufgabe nicht als höchste Ehre empfinden könnte.

„Das Problem ist einfach zu lösen“, erklärte er, nachdem er den Zwerg-Gavvron mit einer energischen Zurückweisung daran gehindert hatte, nunmehr seinerseits Anschuldigungen zu erheben.

„Was hast du vor?“ rief Lainish.

„Wir müssen erreichen, daß die Blockade des Terraner-Tors aufgehoben wird. Sobald das der Fall ist, können die Ophaler zum Mond Ijarkor gebracht werden, und sobald wir auch die Ophaler von Lombok abgezogen haben, ist das Problem aus der Welt.“

Lainish lachte zornig.

„Ja, das hört sich gut an“, rief er. „Aber wie können wir die Blockade der Heraldischen Tore beenden? Was hat sie überhaupt blockiert? Ich kann das nicht beantworten.“

Er lügt, erkannte Roi Danton. *Er hat die Tore mit Hilfe des Nakken Faragha lahmgelegt. Nur so kann es gewesen sein. Wenn er jetzt dafür sorgt, daß die Tore ihre Arbeit wieder*

aufnehmen, stellt er sich selbst bloß, denn dann gibt er ja zu, daß er die Möglichkeit hat, die Tore zu manipulieren.

Lainish blickte ihn haßerfüllt an. Es schien fast so, als habe er die Gedanken des Terraners erfaßt.

„Ich weiß nicht, was geschehen ist“, behauptete er. „Ich jedenfalls habe die Heraldischen Tore nicht beeinflußt. Ich könnte es gar nicht. Aber ich bin bereit, mit euch zusammen zum Terraner-Tor zu gehen und mit dem Tormeister zu reden. Ich bezweifle allerdings, daß wir damit etwas erreichen.“

Der Anführer des Hatuatano wußte, daß er einen Fehler gemacht hatte. Jetzt war ihm klar, daß er nicht nach Pailliar hätte fliegen dürfen. Und es war nicht bei einem Fehler geblieben. Er war mit Hilfe eines Elfahders gekommen, da er jedoch überzeugt gewesen war, daß er durch das Heraldische Tor zum Mond Ijarkor zurückkehren würde, hatte er seinen Helfer mit seinem Raumschiff weggeschickt.

Wenn Faragha es nicht schafft, das Tor wieder in Gang zu setzen, dann muß ich auf Pailliar bleiben, erkannte er.

In ohnmächtigem Zorn blickte er Roi Danton an. Er glaubte zu wissen, daß Danton und Salaam Siin tatsächlich irgendeine Art Anschlag planen, und daß er sich verrechnet hatte, als er die 300.000 Sängler nicht an ihr Ziel kommen ließ. Viel zu gelassen reagierten Danton und der Singlehrer auf diese Tatsache, obwohl sie doch eigentlich äußerst nervös hätten sein müssen. War der Ablauf des Spieles des Lebens nicht in höchstem Maß gefährdet?

Lainish stand vor einem Rätsel, und es bereitete ihm geradezu unerträgliche Qualen, daß er noch immer keine Antwort auf seine Fragen gefunden hatte.

Wenn er freie Hand gehabt hätte, dann hätte er die 300.000 Ophaler dorthin zurückgeschickt, woher sie kamen. Oder noch weiter weg, bis an die Grenzen des bekannten Universums, nur damit sie beim Spiel des Lebens nicht zur Stelle sein konnten.

Was planten Tekener, Danton und Salaam Siin wirklich?

Irgend etwas stimmte nicht. Er spürte es mit jeder Faser seines Herzens. Irgend etwas Ungeheuerliches würde geschehen. Aber was?

„Ein guter Vorschlag“, stimmte Kodexwahrer Dokroed zu. „Wir werden zum Terraner-Tor gehen und versuchen, mit dem Tormeister zu reden. Vielleicht gelingt es uns, die Blockade aufzuheben.“

*

Die vier Nakken liefen den beiden Gavvron völlig überraschend über den Weg.

Aysxixa schrie erschrocken auf.

„Wir dürfen sie nicht entkommen lassen“, rief sie und stürzte sich auf zwei der Schneckenwesen. Sie würgte, als sie deren feuchte Haut berührte. Am liebsten hätte sie die beiden Torhüter weit von sich geschleudert, aber dann wären ihre Pläne gefährdet gewesen.

Hendroshk war schneller und geschickter als sie. Er injizierte den anderen beiden Nakken das psionische Gift, sprang dann auf und kam zu ihr, um ihr zu helfen. Sekunden später lagen vier Schneckenwesen regungslos auf dem Boden.

„Nummer 24 und 25“, sagte er. Befriedigt rieb er sich die Hände. „Die Hälfte haben wir also.“

Aysxixa ließ sich erschöpft zu Boden sinken. Sie wischte sich die Hände an den Hosen ab.

„Wenn sie nur nicht so eklig wären“, seufzte sie.

Hendroshk lachte.

„Du solltest dich freuen, daß sie so sind und nicht anders“, entgegnete er. „Wenn sie wehrhafter wären, hätten wir größere Schwierigkeiten.“

Aysxixa lehnte sich mit dem Rücken an die Wand. Sie schloß die Augen.

„Ich bin mir nicht sicher“, erwiderte sie. „Die Nakken sind geheimnisvolle Wesen. Ich vermute, daß sie durchaus die Möglichkeit hätten, sich zu wehren, aber sie tun es nicht.“

„Und warum nicht?“ Hendroshk konnte sich nicht vorstellen, daß sich jemand nicht verteidigte, obgleich er es könnte.

„Ich weiß es nicht. Die Nakken handeln nicht rational. Jedenfalls nicht in unserem Sinn. Für sie muß nicht jeder Schritt so begründet sein, daß wir ihn verstehen. Vielleicht halten sie es für überflüssig, sich zu wehren, weil niemand von uns ein Heraldisches Tor bedienen kann?“

„Wir sind auf ihre Hilfe angewiesen. Das ist richtig. Aber durch das psionische Gift ist alles ein bißchen anders geworden.“

Sie nickte.

„Das könnte es sein“, stimmte sie zu. „Die Nakken irren sich, weil sie in ihrer Überheblichkeit glauben, nach wie vor Herr ihrer selbst zu sein.“

Sie überwand ihre Schwäche und erhob sich. Die vergifteten Nakken regten sich. Sie ging zu ihnen hin und befahl ihnen, zu den anderen zu gehen, die sie überwunden hatten. Die Nakken entfernten sich wortlos, und sie verhielten sich damit ebenso wie alle anderen zuvor, die dem psionischen Gift ausgesetzt waren.

„Noch ein oder zwei Stunden, dann haben wir es geschafft“, sagte sie. „Danach sind wir die Herren des Terraner-Tors.“

Ein gleißend heller Blitz zuckte senkrecht durch die Wand neben ihr. Erschrocken fuhr sie zurück.

„Was war das?“ fragte sie atemlos. Die Wand sah unverändert aus, so als ob nichts geschehen wäre.

Hendroshk ging zögernd zu der Wand und ließ seine Hand darüber hinweggleiten.

„Sie ist warm“, berichtete er. „Man spürt, daß da was passiert ist.“

„Sei vorsichtig“, warnte sie ihn. „Es könnte sich wiederholen.“

Unwillkürlich trat er von der Wand zurück, und wieder schoß ein grelles Licht von der Decke zum Boden hin durch die Wand, die für Bruchteile von Sekunden transparent erschien. Aysxixa glaubte, darin die Abbilder von Dutzenden von Nakken erkennen zu können, die einen großen Kreis bildeten.

„Was glaubst du, was das zu bedeuten hat?“ fragte Hendroshk.

„Ich habe keine Ahnung.“ Sie streifte den Arm ab, den er ihr um die Schulter gelegt hatte. „Es könnte sein, daß die Nakken beginnen, sich auf ihre Art zu wehren.“

Er sah sich furchtsam um, obwohl keines der Schneckenwesen in der Nähe war. Sie befanden sich auf einer Art Brüstung, von der sie in die große Transporthalle des Heraldischen Tores hinabsehen konnten. In dieser Halle waren die 150.000 Ophaler angekommen.

„Wir müssen weitermachen“, drängte sie. „Wenn die Nakken Schwierigkeiten bereiten, hören wir eben nicht bei fünfzig auf. Wir können auch hundert von ihnen mit dem psionischen Gift versorgen. Oder noch einmal so viele.“

Es krachte und donnerte vernehmlich, und wiederum wurde es schier unerträglich hell. Für Sekunden entstand ein Ring aus purer Energie. Er schwebte etwa fünfzig Meter unter Aysxixa und Hendroshk frei in der Halle, und er hatte einen Durchmesser von etwa dreißig Metern. Gleichzeitig durchlief ein bedrohlich klingendes Knistern das Heraldische Tor, so als ob es in seiner innersten Struktur brüchig geworden sei.

Die beiden Gavvron wichen bis in einen Gang zurück, während der Ring allmählich verblaßte und dann endgültig verschwand.

„Weiter“, befahl Aysxixa, nachdem sie einige Minuten gewartet hatten, ohne daß sich etwas ereignete. „Wahrscheinlich hat das gar nichts zu bedeuten. Es hat nichts mit uns zu tun, sondern ist völlig normal für Heraldische Tore. Was wissen wir schon von diesen Toren? So gut wie nichts. Die Nakken erzählen uns ja nicht, was sich in so einem Tor abspielt.“

Sie blickte Hendroshk an, und sie sah, daß seine Augen flackerten. In seinen Mundwinkeln hatten sich tiefe Kerben gebildet, und seine Nase wirkte seltsam schmal. So sah ein Mann aus, den Angst gepackt hatte.

Aysxixa wußte, daß es nicht so war, wie sie gesagt hatte. Die Blitze waren keine normale Erscheinung in den Heraldischen Toren. Sie hatten unmittelbar mit ihnen zu tun.

Irgend etwas hatte sich verändert. Es war nicht mit den Händen greifbar, aber sie spürte es dennoch. Eine eigenartige Spannung war entstanden, und sie hatte das Gefühl, daß die Funken überspringen würden, wenn sie sich einer der Wände weit genug näherte.

„Wir machen nicht auf halbem Weg halt“, sagte sie mit belegter Stimme. Sie erschrak, weil ihre Stimme plötzlich so kraftlos klang, und sie räusperte sich einige Male, um Zeit zu gewinnen und sich zu fangen. Sie wollte Hendroshk gegenüber auf keinen Fall Schwäche zeigen.

Entschlossen ging sie auf eine Tür zu, und sie atmete unwillkürlich auf, als diese sich vor ihr öffnete und den Weg in einen langgestreckten Gang freigab. Doch kaum hatte sie die Tür durchschritten, als es erneut zu einem Phänomen kam, das sie erschreckte. Sie blieb stehen. Ihre Beine schienen von einer Lähmung befallen zu sein.

Von der Decke des Ganges senkten sich nebelhafte Farbschleier herab, die von seltsamen Energiewirbeln erfüllt waren. Sie tanzten auf und ab, hin und her und waren wie lebende Wesen, die sich ihr in irgendeiner Weise mitteilen wollten.

Mit mehreren Gleitern flogen Kodexwahrer Dokroed, Lainish, der Anführer des Hatuatano, Salaam Siin, der ophalische Singlelehrer, und Roi Danton zum Terraner-Tor hinüber, dessen Spitze von tiefhängenden Regenwolken umhüllt wurde.

„Ich bin gespannt, wie Lainish vorgehen wird“, sagte der Terraner, als sie aus der Flugmaschine stiegen, die von einem Somer bedient worden war.

„Er wird sich direkt an den Tormeister wenden“, vermutete Salaam Siin. „Er hat keine andere Wahl.“

„Und wie will er das tun?“

Der Ophaler hob zwei seiner Tentakel, um anzuzeigen, daß er darauf auch keine Antwort wußte. Dann blieb er plötzlich stehen und legte zwei weitere Tentakel über den armdicken Knorpelwulst, der sich zwischen Kopf und Rumpf befand. Er stellte sein Gesangsorgan dar.

„Was ist los?“ fragte Roi.

„Irgend etwas stimmt nicht“, antwortete Salaam Siin. Seine Stimme sank zu einem gurgelnden Baß ab und war kaum noch zu verstehen. „Ich verspüre eine eigenartige Spannung.“

Sein teleskopartiger Hals schob sich zur vollen Länge empor, und der eiförmige Kopf drehte und wendete sich hin und her. Roi Danton beobachtete ihn beunruhigt. So seltsam hatte sich der Ophaler noch nie zuvor benommen.

Lainish und der Kodexwahrer gingen weiterhin auf das Tor zu. Sie spürten keine Veränderung.

„Rede schon“, drängte der Terraner. „Was für eine Spannung meinst du?“

„Pailliar ist in Gefahr“, sang der Ophaler mit schwankender Stimme. Die Spitzen seiner Tentakel richteten sich wie Antennen auf das Terraner-Tor. „Es geht um den ganzen Planeten.“

Roi Danton konnte sich nicht vorstellen, daß die Gefahr tatsächlich so groß war.

Da blieben Dokroed und Lainish stehen. Der Anführer des Hatuatano schrie auf, denn vor ihm schoß fauchend ein rot und gelb leuchtender Energiewirbel aus dem Boden und glitt züngelnd am Heraldischen Tor hoch zu bis zu den Wolken.

„So etwas hat es noch nie gegeben“, erklärte der Kodexwahrer, der sich rasch einige Schritte vom Tor entfernt hatte. Das Gefieder an seinen Armen und in seinem Nacken sträubte sich. „Was ist passiert? Was habt ihr mit dem Tor gemacht?“

Er blickte Roi Danton anklagend an.

„Natürlich“, rief Lainish, als sei ihm soeben die große Erleuchtung gekommen. „Der Gorim muß irgend etwas mit dem Tor angestellt haben. Mir fällt überhaupt einiges an ihm auf. Wie ist er eigentlich hierher gekommen?“

„Mit einem Raumschiff natürlich. Ebenso wie du“, antwortete Roi. „Da ich nach wie vor hoffe, durch das Tor zurückkehren zu können, war ich damit einverstanden, daß es wieder startet und ins Siom-System zurückfliegt.“

Er sagte die Unwahrheit. In Wirklichkeit wartete das Netzgängerschiff in Planetennähe auf sie, um sie nach beendeter Mission wieder aufzunehmen.

„Es ist also ebenso wie bei dir“, fügte Salaam Siin hinzu. „Wie hätte es anders sein können?“

Der Ophaler konnte sich nicht erklären, was der Energiewirbel vor dem Heraldischen Tor zu bedeuten hatte, und auch Roi Danton wußte es nicht. Der Kodexwahrer war hilflos. Er suchte verzweifelt nach einem Vorwand, die Aktion abbrechen zu können, fand jedoch keinen. Er fürchtete sich vor dem Phänomen, wollte jedoch das Gesicht wahren.

Der einzige, der etwas ahnte, war Lainish. Er mußte an Aysxixa denken, von der er wußte, daß sie sich nach wie vor im Heraldischen Tor befand. Sie hatte die Delegation geleitet, die die Blockade des Tores bewirkt hatte. Doch nun gewann der Anführer des Hatuatano den Eindruck, daß die verführerische Gavvron sich damit nicht zufriedengegeben hatte.

Lainish spürte einen Stich im Herzen, als er daran dachte, daß Aysxixa nicht allein war. Mehrere Männer waren bei ihr, die ihr sicherlich den Hof machten. Eifersucht kam in ihm auf. Konnte er Aysxixa vertrauen? Verhielt sie sich wirklich so, wie sie es ihm immer wieder versprochen hatte? Oder verfolgte sie eigene Absichten?

Sein Herzschlag beschleunigte sich, und es fiel ihm schwer, seine Gedanken von Aysxixa freizuhalten. Sie durfte nun nicht das Hauptproblem für ihn sein, ging es doch vor allem darum, Roi Danton und Ronald Tekener vor aller Öffentlichkeit bloßzustellen und bei Ijarkor für alle Zeiten in Ungnade zu bringen.

Das Heraldische Tor mußte blockiert bleiben. Das war das Ziel, auf das er sich konzentrieren mußte, solange er auf Pailliar war. Konnte er dieses Ziel nicht erreichen, mußte er zumindest dafür sorgen, daß die 150.000 Sänger zu ihrem Heimatplaneten zurückgeschickt wurden, von wo aus sie nicht in das Spiel des Lebens eingreifen konnten. Das gleiche galt für die Ophaler von Lombok.

Ich werde nicht akzeptieren, daß irgend etwas mit dem Tor passiert, was nicht in meinem Sinn ist, schwor er sich.

Krachend und donnernd stieg ein weiterer Energiewirbel auf. Dieses Mal leuchtete er in allen Farben des Regenbogens, und er war begleitet von einer psionischen Stoßwelle, die Dokroed auf die Knie zwang, Lainish zurückschleuderte, Salaam Siin in laute Klageschreie ausbrechen ließ und Roi Danton das Gefühl verlieh, in ein anderes Universum vorgedrungen und von kosmischen Kräften und Wirbeln eingefangen zu sein, die ihn wie ein Staubkorn bis in die Unendlichkeit davontrogen.

Toomoan Taan blickte zu dem schimmernden Energiedach hinauf, das sich über dem Camp wölbte. Seitdem die Somer es errichtet hatten, war es trocken im Lager.

Köön Chaaer kam mit einer Handvoll Lebensmittel und ließ sich neben ihr nieder.

„Alles, was sie hatten, sieht aus, als wäre es vorgekaut“, sang er in tiefen Tönen, in denen sich seine Frustration spiegelte. „Es ist ein Brei, den sie zu allem Überfluß auch noch in die angeblich gereinigten Därme von irgendwelchen Tieren gestopft und darin gegart haben.“

Toomoan Taan stöhnte gequält. „Du hättest mir diese unvergleichliche Köstlichkeit in den Hals stopfen sollen, während ich schlafe. Mir wird schlecht, wenn ich nur daran denke. Darüber hinaus fürchte ich, daß eine solche Delikatesse meiner Stimme abträglich sein könnte.“

Da die Somer die Därme allzu sehr vollgepreßt hatten, waren eigenartige Gebilde entstanden, bei deren Anblick sich Toomoan Taan ein tiefer Seufzer entrang.

„Hoffentlich weiß Ijarkor überhaupt zu schätzen, was wir ihm zu Ehren alles auf uns nehmen“, jammerte sie. „Zu Hause hatte ich nichts weiter zu tun als zu beobachten, wie das Gras wächst. Tagelang habe ich vollkommen zufrieden auf meiner Wiese gelegen und an nichts weiter gedacht als an das Wohlbefinden der Gräser. Und dann diese Strapazen. Wenn wir nicht inmitten dieser Massen herumliegen würden, könnten wir uns wenigstens ein bißchen mit Sex beschäftigen.“

„Mußt du immer so reden?“ fragte Köön Chaaer verlegen.

„Es wird höchste Zeit, daß du praktischen Einblick in diese Dinge bekommst. Vielleicht sollten wir doch wieder in den Wald gehen.“

„Willst du nun etwas von dieser Verpflegung oder nicht?“

„Ich denke gar nicht daran, meinen Körper mit diesem Zeug zu vergiften“, sang Toomoan Taan. „Wer weiß, wie das meinem Teint bekommt? Habe ich dir eigentlich schon gesagt, daß ich deinen Teint ausgesprochen sexy finde?“

„Laß mich endlich damit in Ruhe“, bat Köön Chaaer. „Ich kann das nicht mehr hören.“

Toomoan Taan streckte sich aus und legte drei Tentakel als Polster unter ihren Kopf. Sie wirkte äußerst belustigt.

Köön Chaaer verzehrte mit Widerwillen eine der Würste, die er mitgebracht hatte, und stellte den Rest zur Seite. Was die Somer ihnen anboten, schmeckte so schlecht, daß er nichts mehr herunterbrachte.

„Wie geht es nun weiter?“ fragte er. „Wie lange sollen wir hier noch herumsitzen und nichts tun?“

„Das ist das Problem.“

Köön Chaaer blickte Toomoan Taan unsicher an. Er wußte nicht, wie sie es gemeint hatte. Machte sie sich mal wieder über ihn lustig?

„Was ist das Problem?“ sang er.

„Das Problem beim Nichtstun ist, daß man nie weiß, wann man damit fertig ist.“

Köön Chaaer sprang auf. Er war ungeduldig. Die Enge im Camp belastete ihn, und die Tatsache, daß er nichts tun konnte, zerrte an seinen Nerven.

„Du gehst mir auf den Geist“, donnerte er sie an. „Was glaubst du eigentlich, wer ich bin? Ich habe es nicht nötig, mir deine Dummheiten anzuhören.“

„Gewiß, du bist etwas Besseres als ich.“

„Das bin ich auch.“

Toomoan Taan räkelte sich.

„Jeder glaubt, er sei der Größte“, sang sie in freundlich-hellen Tönen. „So entsteht der Durchschnitt.“

„Jetzt reicht es mir wirklich“, fuhr Köön Chaaer sie an. Er drehte sich um und wollte davongehen. Doch plötzlich war etwas in der Luft, ein seltsames Knistern, eine elektrische Spannung, der er sich nicht entziehen konnte. Um seinen Kopf bildete sich ein Kreis, der

in allen Farben des Regenbogens schimmerte. Er schrie auf und ließ sich auf den Boden fallen.

„Was ist los?“ stammelte Toomoan Taan. Sie fuhr hoch und beugte sich über Köön Chaaer, der sich wimmernd auf dem Boden krümmte, ohne ihr zu antworten. Als sie aufblickte, bemerkte sie, daß wenigstens die Hälfte der im Camp versammelten Ophaler zusammengebrochen war und in ähnlicher Weise auf dem Boden lag. Es war, als habe der Blitz eingeschlagen.

Vorsichtig richtete Toomoan Taan sich auf. Sie war verwirrt. Es war ohne jedes Vorzeichen passiert, und sie fragte sich, woher jener geheimnisvolle Energiestoß gekommen sein konnte.

Natürlich vom Terraner-Tor, schoß es ihr durch den Kopf. Woher denn sonst?

Sie fuhr herum und sah im gleichen Moment, wie ein vielfarbiger Energiewirbel vom Fuß des Heraldischen Tores bis zu den Wolken hinaufzuckte. Gleichzeitig schien es ihr, als bohre sich ihr etwas in den Kopf. Unter dem Eindruck rasender Schmerzen stürzte sie zu Boden, verlor jedoch nicht das Bewußtsein. Sie spürte, wie Köön Chaaer sich neben ihr regte.

„Ganz ruhig“, summte sie mühsam. „Unten bleiben, oder es haut dich um.“

Köön Chaaer schob haltsuchend einen Tentakel über sie.

„Nur jetzt keine sexuellen Anwandlungen“, sang Toomoan Taan. „Danach steht mir wirklich nicht der Sinn.“

Der Tentakel zuckte zurück.

„Du bist ein ausgesprochenes Ekel“, schimpfte Köön Chaaer in abgrundtiefen Baßtönen. „Ich werde nie wieder nett zu dir sein.“

„Könnte sein, daß ich das überlebe“, erwiderte sie. „Schlimmer sieht es schon mit diesen Energieschauern aus. Wirklich unangenehm.“

Sie schob den teleskopartigen Hals vorsichtig in die Länge, um das Camp überblicken zu können, sank dann aber sogleich wieder in sich zusammen.

„Beim Gesang der göttlichen Sirenen“, klagte sie. „Es ist kaum noch jemand auf den Beinen. Was auch immer das war, was über uns gekommen ist, es hat fast alle von uns umgehauen.“

Köön Chaaer machte es ihr nach. Er streckte seinen Hals ebenfalls nach oben, bis er seinen Kopf ausreichend weit in die Höhe gehoben hatte. Erschrocken stellte er fest, daß Toomoan Taan richtig beobachtet hatte. Er schätzte, daß wenigstens 100.000 Ophaler auf dem Boden lagen, und er konnte nicht erkennen, ob sie tot oder nur bewußtlos waren.

Die anderen hatten sich zumeist hingekauert. Sie zogen den Kopf ein, als befürchteten sie, geprügelt zu werden.

„Verstehst du, was das bedeutet?“ fragte Toomoan Taan verzweifelt. „Wir haben unsere Heimat verlassen, um zu Ijarkors Ehren am Spiel des Lebens teilzunehmen. Salaam Siin hat uns gesagt, daß wir das auch von hier aus können. Aber damit ist es nun vorbei. Es geht nur, wenn wir alle gemeinsam singen. Wenn 100.000 Sänger fehlen, muß das Spiel des Lebens scheitern. Ijarkor wird zurückkehren, und er wird eine Enttäuschung erleben. Wir können ihm nicht die Ehre erweisen, die ihm gebührt.“

Krachend schlug Köön Chaaer einen seiner Tentakel auf den Boden.

„Tut mir leid“, intonierte er, „aber zur Zeit interessiert mich nur, wie wir überleben können. Die Ehre Ijarkors muß hintanstehen.“

Toomoan Taan wandte sich ihm zu, und jetzt war sie es, die ihm tröstend einen ihrer Tentakel über den Rücken legte. Die Ausdünstung des jungen Mannes verriet ihr, daß Köön Chaaer Höllenqualen durchlitt. Er hatte namenlose Angst.

„Ob wir das alles angerichtet haben mit unserem Angriff auf die Nakken?“ stammelte Hendroshk. Er schloß zu Aysxixa auf. Haltsuchend griff er nach ihr, doch sie schüttelte ihn verächtlich ab.

„Zweifel“, rief sie. „Immer nur Zweifel und Ängste. Ich habe dich doch nicht mitgenommen, damit du meinen Plan und mich in Frage stellst, sondern damit du mit mir kämpfst.“

„Und ich dachte, weil du mich magst“, entgegnete er kläglich.

„Wir kämpfen“, entschied sie. „Die Nakken sollen sich nicht einbilden, daß sie uns mit derartigen Mätzchen beeindrucken können.“

Sie eilte weiter und duckte sich, als sie die von der Decke herabwehenden Energiewirbel erreichte. Sie schlüpfte unter ihnen hindurch und drehte sich danach triumphierend zu Hendroshk um.

„Nun los doch“, forderte sie ihn auf. „Worauf wartest du?“

Er folgte ihr, und er kam ebenfalls unbehelligt unter den Wirbeln hindurch.

„Siehst du“, sagte sie tröstend. „Es ist überhaupt nichts passiert. Die Nakken drohen nur. Das ist aber auch alles.“

Er lächelte verlegen. Es war ihm peinlich, daß er ihr gegenüber soviel Schwäche gezeigt hatte.

„Gut“, sagte er. „Ich war etwas durcheinander. Aber das ist vorbei. Die Nakken werden mich nicht mehr beeindrucken. Du kannst dich auf mich verlassen.“

Sie zog ihn an sich und drückte sanft ihre Wange an die seine. Ein triumphierendes Lächeln glitt über ihre Lippen. Sie wußte, daß sie ihn vollkommen in der Hand hatte, und daß er von nun an buchstäblich alles für sie tun würde, um nicht noch einmal so schwach vor ihr zu erscheinen.

Wenig später begegneten ihnen fünf weitere Nakken. Sie überwältigten sie mühelos und verabreichten ihnen das psionische Gift, das sie zu Werkzeugen Aysxixas machte. Danach ging es Schlag auf Schlag, bis schließlich mehr als vierzig Torwächter zu Sklaven der schönen Gavvron geworden waren. Diese Nakken versammelten sich alle in einem großen Raum, der sich auf halber Höhe des Tores befand, und warteten auf Aysxixa.

„Wir haben genug“, stellte Hendroshk fest. „Ich glaube nicht, daß du noch mehr Nakken brauchst, um deine Pläne zu verwirklichen.“

„Du hast recht“, stimmte sie zu und blickte hinter den beiden Schneckenwesen her, die sie als letzte mit dem Gift versehen hatte und die nun ebenfalls der Sammelstelle zustrebten. „Jetzt nehmen wir uns die Torwächter vor und holen uns die Informationen, die wir benötigen. Danach ist der Tormeister dran. Ich werde ihn ablösen und dann selbst Tormeisterin werden.“

Ein seltsames Licht flackerte in ihren Augen, aber Hendroshk bemerkte es nicht.

„Du wirst Tormeisterin werden“, erwiderte er. „Danach wird es nicht mehr passieren, daß 150.000 Ophaler auf der falschen Welt landen, nur weil ein Tormeister nicht aufgepaßt hat.“

Er blieb verdutzt stehen.

„Waren wir hier nicht schon einmal?“ fragte er und deutete auf mosaikartige Zeichnungen, die ein Türschott umrahmten. „Ja, natürlich. Von hier aus sind wir losgegangen. Die anderen müssen in dem Raum dort sein.“

Er öffnete die Tür, und das Lachen erstarb auf seinen Lippen. Die anderen Gavvron, die zu ihrer Delegation gehört hatten, lagen auf dem Boden. Die meisten hatten häßliche Brandwunden am Kopf, und sie alle waren tot. Schwarze Streifen an den Wänden und auf dem Fußboden wiesen darauf hin, daß sich gewaltige Energien entladen hatten.

„Hendroshk“, rief sie. Mit bebender Hand wies sie auf eine Holographie, die mitten im Gang aufleuchtete. Sie zeigte einen mit einer Sprech-Sichtmaske ausgerüsteten Nakken, der frei über einigen kegelförmigen Körpern schwebte. Es mußte der Tormeister sein.

„Die Grenze des Erträglichen ist überschritten“, hallte es ihnen aus der Holographie entgegen. „Ich fordere euch hiermit auf, den Torwächtern sofort das Gegengift zu verabreichen.“

„Und wenn ich es nicht tue?“ rief Aysxixa, die sich rasch von ihrem Schrecken erholt hatte.

„Du wirst es tun“, erwiderte der Nakk. „Du hast gar keine andere Wahl.“

„Da bin ich aber anderer Ansicht“, eröffnete sie ihm. „das redest du nur so daher, um mir Angst einzujagen. Aber das kannst du nicht. Du wirst mir gehorchen, denn ich bin die neue Tormeisterin.“

„Du irrst dich. Eine Gavvron kann niemals Tormeisterin werden. Das ist vollkommen ausgeschlossen. Du kennst die psionische Struktur eines Heraldischen Tores nicht, und du wirst sie auch niemals begreifen können. Gib jetzt das Gegengift.“

„Ich denke gar nicht daran. Ich fordere dich auf, unverzüglich zu den Nakken zu gehen, die in mein Lager übergewechselt sind, damit ich dir die notwendige Injektion gelten kann.“

„Du weißt nicht, was du tust.“

„Oh, doch. Ich weiß es sehr wohl. Und deine Reaktion zeigt mir, daß ich auf dem richtigen Weg bin.“

„Nein, das bist du nicht. Du hast die innere Struktur des Tores durch deine Manipulation und durch das psionische Gift durcheinander gebracht.“

„Na und? Dann werden wir alles wieder in Ordnung bringen. Ergib dich mir, und ich werde alle Probleme lösen.“

„Du weißt nicht, wovon du redest. Schon jetzt gibt es unkontrollierbare Energieemissionen. Und sie werden immer stärker. Wir bemühen uns, das Phänomen in den Griff zu bekommen, aber wir sind nicht sehr optimistisch.“

„Überlaß das nur mir. Ich erledige das.“

„Wie kannst du nur so dumm sein. Weißt du nicht, was geschehen wird? Die Belastung für das Tor wird immer größer. Die Zahl der Nakken ist zu gering geworden, um dies verhindern zu können. Wenn nicht bald etwas geschieht, wird das Tor explodieren. Ein großer Teil seiner Materie wird sich in Energie umwandeln. Die Explosion wird so gewaltig sein, daß der gesamte Planet gefährdet ist. Ein gewaltiger Krater wird an dieser Stelle aufreißen. Er wird so tief sein, daß das flüssige Innere von Pailliar daraus hervorschießen wird, und der Fallout der Explosion wird den gesamten Planeten auf Jahrhunderte hinaus unbewohnbar machen. Alles Leben auf dieser Welt wird in den nächsten Wochen und Monaten qualvoll zugrunde gehen.“

Aysxixa lachte unsicher.

„Unsinn“, rief sie. „Das behauptest du alles nur, um deine Macht zu erhalten. Du willst mir das Tor nicht übergeben, obwohl du weißt, daß du am Ende bist. Wann wirst du endlich begreifen, daß du keine Zukunft mehr hast? Ich will, daß du zu mir kommst. Auf der Stelle. Ich befehle es dir.“

„Sie hat den Verstand verloren“, stellte der Tormeister fest, wobei er sich an Hendroshk wandte. „Sieh sie dir genau an. Sie ist vom Wahnsinn gezeichnet. Halte sie auf, oder das Ende wird schrecklich sein. Nicht nur der Planet wird verwüstet werden, auch die ophalischen Sänger sind dann rettungslos verloren. Und was das bedeutet, weißt du. Wenn 150.000 Ophaler fehlen, kann das Spiel des Lebens nicht stattfinden, können wir Ijarkor nicht die Ehre erweisen, die ihm gebührt.“

„Es ist nicht Wahr“, protestierte Aysxixa. „Kein Wort stimmt. Es ist alles erlogen. Glaube ihm nicht.“

„Und wenn es doch die Wahrheit ist?“ fragte Hendroshk.

„Ich lasse mir die Macht nicht mehr aus den Händen nehmen.“

„Und wenn das Tor explodiert? Was ist dann?“

„Das interessiert mich nicht“, wies sie ihn zurück. „Niemand kann Großes leisten, wenn er immer nur von Zweifeln geplagt ist.“

„Hast du die Toten schon vergessen?“ Er packte sie an den Armen und hielt sie fest. Beschwörend blickte er sie an, aber sie wich ihm aus und drehte sich zur Seite. Vergeblich versuchte sie, ihn abzuschütteln.

„Hast du geglaubt, es geht ohne Kampf ab?“ fragte sie. „Du weißt doch, daß wir schon viele Nakken auf unserer Seite haben. Der Tormeister würde sich nicht so aufführen, wenn er nicht Angst vor uns hätte. Und nun laß mich los.“

Er wollte sie nicht freigeben, aber sie riß sich mit aller Gewalt los. Er taumelte zurück und ruderte mit den Armen in der Luft herum, um irgendwo Halt zu finden. Doch seine Hände griffen ins Leere, und er prallte mit dem Rücken gegen die Wand. Weiße Flammen umhüllten ihn. Aysxixa sah seine vor Entsetzen geweiteten Augen, und sie hörte seinen Todesschrei. Dann verschwand er in einem Feuerball, der soviel Hitze ausstrahlte, daß sie erschrocken floh.

Sie meinte, höhnisches Gelächter zu hören.

„Du wagst es nicht, mich anzugreifen“, keuchte sie. „Du hast Angst vor mir, weil du weißt, daß ich die Macht habe, dich zu vernichten.“

Sie sprang in einen Antigravschacht und ließ sich darin nach unten sinken. Immer wieder blickte sie nach oben, weil sie fürchtete, von dort angegriffen zu werden. Doch nichts geschah. Sie konnte den Schacht unbehelligt verlassen und zu den vergifteten Nakken gehen. Sie fühlte sich in ihrer Überzeugung bestätigt, daß der Tormeister die Schlacht bereits verloren hatte, als sie sich der Tür näherte, hinter der die Nakken auf sie warteten.

Nur noch ein paar Schritte, dann habe ich gewonnen, dachte sie.

*

Der Anführer des Hatuatano rappelte sich auf. Unschlüssig blickte er sich um. Neben ihm lag Kodexwahrer Dokroed auf dem Boden. Einige Meter von ihm entfernt knieten Roi Danton und Salaam Siin nebeneinander im Schmutz. Sie sahen ebenso hilflos aus wie er.

„Verräter“, schrie Lainish. „Ich wußte doch, daß du das Tor manipulieren würdest. Ich weiß nicht, was du damit beabsichtigst, aber das werde ich noch herausfinden.“

Der Somer stand zögernd auf. Er klopfte sich den Staub aus den Kleidern.

„Seht“, sagte er. „Ich glaube, der Tormeister will uns etwas mitteilen.“

Im Eingang zum Heraldischen Tor war eine überlebensgroße Holographie eines Nakken entstanden. Das Schneckenwesen war von eigenartigen, spiralförmigen Energiebahnen umgeben, die in allen Farben des Regenbogens leuchteten.

Lainish, der eine weitere Beschuldigung gegen Roi Danton erheben wollte, öffnete den Mund, überlegte es sich dann jedoch anders. Er drohte dem Terraner kurz mit der Faust und trat dann näher an die Holographie heran. Er schien vergessen zu haben, daß er Sekunden zuvor noch von Energiewirbeln zurückgeschleudert worden war.

Das holografische Bild wechselte, und Aysxixa erschien in der Farbspirale.

„Du lügst“, schrie sie, und ihre Stimme war so laut, daß Lainish unwillkürlich zurückwich. „Das Terraner-Tor wird nicht explodieren, und Pailliar wird nicht zugrunde gehen. Ich habe die Macht. Ich allein, und niemand wird sie mir streitig machen.“

Drohend hob sie beide Fäuste gegen einen nicht erkennbaren Gegner. In ihren Augen irrlichterte der Wahnsinn.

„Ich habe die psionische Kraft, Tormeister, vergiß das nicht. Niemand außer mir kennt die Formel für das psionische Gift. Verstehst du? Nur ich bin im Besitz des Geheimnisses, und nur ich weiß, welches Gegengift man geben muß.“

Sie lachte schrill. Triumphierend streckte sie beide Arme in die Höhe. Langsam verblaßte das Bild, und die Holographie des Nakken erschien wieder.

„Wir brauchen Hilfe“, erklärte der Tormeister. „Das Heraldische Tor ist in höchster Gefahr, und wir allein können es nicht mehr retten. Wir können die Wahnsinnige auch nicht aufhalten, weil sie durch die Nakken geschützt wird, die sie uns abtrünnig gemacht hat.“

„Ich verstehe das nicht“, rief Lainish verwirrt. „Was heißt: Das Heraldische Tor ist in Gefahr?“

„In spätestens einer Stunde wird das Tor explodieren“, erwiderte der Nakk. „Die Explosion wird so gewaltig sein, daß der Planet selbst in Gefahr gerät. Auf jeden Fall wird sie die Kruste von Pailliar aufreißen. Der Fallout wird die ganze Welt derart verseuchen, daß alles Leben erlöschen wird.“

„Eine Stunde?“ ächzte der Anführer des Hatuatano entsetzt.

„Vielleicht noch weniger“, antwortete der Tormeister. Sein Bild verschwand von einer Sekunde zur anderen.

„Warte“, schrie Lainish. „Wir müssen noch mehr wissen, noch sehr viel mehr.“

Er eilte unwillkürlich auf den Eingang des Tores zu, wurde jedoch plötzlich von einer unsichtbaren Kraft zurückgeschleudert. Er flog mehrere Meter weit durch die Luft und landete unsanft neben Roi Danton auf dem Boden.

„Wie sollen wir dem Tormeister und den anderen Nakken helfen, wenn wir das Tor nicht betreten können?“ fragte Dokroed. Er blickte den Terraner hilfesuchend an. Er schien vergessen zu haben, daß er bisher als Kodexwahrer und Anführer der Somer die maßgebliche Persönlichkeit auf Pailliar gewesen war, der für sich in Anspruch genommen hatte, über alles und alle bestimmen zu können.

„Deine Freundin hat dich verraten“, sang Salaam Siin mit kräftiger, durchdringender Stimme. „Nicht Roi Danton oder ich verweigern Ijarkor die Ehre, die ihm gebührt, sondern eine Gavvron. Der Anführer des Hatuatano wird seine Anschuldigungen gegen uns fallen lassen müssen.“

„Und er wird sich dafür entschuldigen müssen, daß er Lügen über uns verbreitet hat“, fügte Roi Danton hinzu.

Lainish hob die Hände und legte sie sich an den Kopf.

„Habt ihr den Verstand verloren?“ keuchte er. „Das alles spielt doch keine Rolle mehr, wenn das Tor innerhalb der nächsten Stunde explodiert und den ganzen Planeten vernichtet.“

„Damit hast du zweifellos recht“, stimmte der Singlehrer der Ophaler zu. Er blickte zu dem fernen Camp hinüber, konnte jedoch keine Einzelheiten erkennen. Aus der Ferne schien es so, als sei bei den 150.000 Sängern alles in Ordnung.

„Ich ziehe alle Kräfte zusammen“, erklärte Dokroed, der sich allmählich von dem Schock erholte, den er erlitten hatte. Er eilte zu seinem Gleiter hinüber und erteilte seinem Adjutanten den Befehl, sämtliche Somer beim Heraldischen Tor zusammenzuziehen.

„Sie müssen sofort kommen“, rief er. „Und sie sollen alles Material mitbringen, das wir für einen Sturm auf das Heraldische Tor benötigen. Wir werden die Energiebarriere durchbrechen.“

Er blickte auf sein Chronometer und fügte hinzu: „Die Aktion muß nach spätestens dreißig Minuten abgeschlossen sein.“

„Er ist verrückt geworden“, summte Salaam Siin leise. „Er weiß doch genau, daß er in so kurzer Zeit gar nicht alle Somer hier zusammenziehen und einen Angriff organisieren kann. Wir müssen es auf eigene Faust versuchen.“

Auch Dokroed erkannte, daß er sofort etwas unternehmen mußte. Er rief alle Somer zusammen, die mit ihnen gekommen waren.

„Wir stürmen das Tor“, befahl er, gab das Zeichen zum Angriff und rannte mit allen anderen gegen eine unsichtbare Energiewand, die sich als unüberwindlich erwies und ihn ebenso zurückschleuderte wie zuvor Lainish. Auch seinen Soldaten erging es nicht

anders. Sie wirbelten im hohen Bogen durch die Luft, und es war ein Wunder, daß keiner von ihnen ernsthaft verletzt wurde.

Danach befahl der Kodexwahrer seinen Leuten, es mit einem der Gleiter zu versuchen. Das Experiment endete, wie nicht anders zu erwarten, mit einem totalen Fehlschlag. Der Bug des Antigravgleiters wurde von einer unsichtbaren Riesenfaust förmlich zertrümmert, die Maschine flog mehrere Meter weit zurück und stürzte dann krachend zu Boden.

„Es ist aus“, wimmerte Lainish. Der Zwerg-Gavvron versetzte den Trümmern des Gleiters einen Tritt. „Und ich habe den Elfahder mit dem Raumschiff weggeschickt. Ich habe keine Möglichkeit, diesen sterbenden Planeten zu verlassen.“

Er blickte Roi Danton haßerfüllt an.

„Und das alles nur wegen deiner Hinterhältigkeit“, klagte er ihn an.

Der Netzgänger lachte ihm ins Gesicht.

„Du weißt nicht mehr, was du redest. Eine Gavvron hat die Nakken angegriffen. Eine Gavvron ist für die Gefahr verantwortlich, die nun dem Planeten droht. Und sie scheint dir recht nahezustehen. Und du wagst es, mich anzuklagen?“

Roi Danton drehte ihm den Rücken zu.

„Komm“, bat er Salaam Siin. „Wir gehen zu deinen Sängern.“

Der Singlehrer folgte ihm, obwohl er nicht begriff, weshalb der Terraner diese Entscheidung getroffen hatte.

„Gibst du auf?“ fragte er, als sie etwa die halbe Strecke zum Camp zurückgelegt hatten.

8.

„Salaam Siin kommt“, sagte Toomoan Taan. Sie packte Köön Chaaer und zog ihn hoch. „Vielleicht kann er uns erklären, was passiert ist.“

Köön Chaaer stöhnte dumpf. Er zeigte zum Terraner-Tor hinüber, das bis in eine Höhe von 2 000 Metern aufragte. Die beiden seitlichen Flügel an der Spitze, die mit dem Heraldischen Siegel versehen waren, glühten. Dabei strahlten sie soviel Hitze aus, daß die sie umgebende Luft flimmerte.

„Mir braucht niemand mehr zu sagen, was los ist“, sagte er. „Es geht zu Ende. Das Terraner-Tor wird zusammenbrechen.“

Toomoan Taan antwortete nicht. Sie hatte die Veränderung am Tor längst bemerkt und sich ihre Gedanken gemacht. Sie ahnte, daß es nicht bei einem Zusammenbruch des Terraner-Tors bleiben würde.

„Salaam Siin“, rief sie, während sie über die Körper von Dutzenden von bewußtlosen Ophalern hinwegstiegen. „Ich muß mit dir reden.“

Dem Singlehrer war anzusehen, wie erschüttert er war. Immer wieder streckte er einige seiner tentakelartigen Arme nach Roi Danton aus, als hoffe er, bei ihm eine Stütze zu finden.

Der Terraner blieb stehen. Sie befanden sich am Rand des Camps. Über ihnen wölbte sich das Energiedach. Es hatte wieder zu regnen begonnen, aber davon war im Lager nichts zu spüren. Das Wasser floß über das Dach ab.

Fast alle Ophaler lagen auf dem Boden. Die wenigsten von ihnen bewegten sich noch, so daß Roi Danton zunächst glaubte, vor nahezu 150.000 Toten zu stehen. Dann aber bemerkte er, daß alle Ophaler noch atmeten, die sich in seiner Nähe befanden, und er schloß daraus, daß die anderen auch nur bewußtlos waren.

„Was sollen wir tun?“ fragte Salaam Siin. „Wir können uns doch nicht einfach zurückziehen und sie alle allein lassen. Ich fühle mich für sie verantwortlich. Ich kann nicht zulassen, daß alle bei der Explosion sterben.“

Roi Danton drehte sich um und blickte zum Terraner-Tor zurück. Er sah, daß sich dort etwa tausend Somer versammelt hatten. Sie waren gescheitert. Selbst mit Hilfe der

verschiedenen Gerätschaften hatten sie die energetischen Abwehrschirme nicht durchdringen können. Die ersten zogen sich bereits zurück. Sie flogen in ihren Gleitern in westlicher Richtung davon.

Das hilft ihnen nichts, dachte der Netzgänger. Wenn der Nakk die Wahrheit gesagt hat, dann gibt es in etwa einer halben Stunde keinen sicheren Platz mehr auf diesem Planeten. Der Wind wird den giftigen Fallout über den ganzen Planeten verbreiten, und alles Leben wird ersterben.

*

Aysxixa war nach wie vor davon überzeugt, daß sie den Sieg über den Tormeister in den Händen hielt. Und sie war sicher, daß sie zu einem der unübersehbaren Machtfaktoren in Siom-Som werden würde, sobald sie die Herrschaft über das Terraner-Tor errungen hatte.

Sie werden mich alle respektieren müssen, dachte sie triumphierend. Selbst Ijarkor wird anerkennen müssen, daß er mich bei seinen Entscheidungen berücksichtigen muß.

Sie befand sich mitten unter den vergifteten Nakken, die alle flach auf dem Boden lagen und kaum Lebenszeichen von sich gaben. Wie sehr sie jedoch lebten, bewiesen farbige Nebelschleier, die zwischen ihren Köpfen hin und her wogten.

„Eure Gehirne arbeiten“, sagte Aysxixa laut. Sie sprang auf und ging zur Tür. „Eure Para-Sinne fangen die Energieströme ein, verändern sie und fügen sie in meinen Plan ein.“

Sie blickte auf eine Wand, die von flüssiger Glut erfüllt zu sein schien, die aber erstaunlicherweise dennoch nicht auseinanderbrach.

In den Wänden, im Boden und in der Decke knisterte und krachte es.

Aysxixa lachte laut auf.

„Was für alberne Spielchen“, rief sie. „Damit jagst du mir keine Angst ein. Komm her zu mir. Zeige mir deine Macht. Beweise mir, daß du stärker bist als ich, wenn du es kannst.“

Ihr Gelächter hallte von den Wänden wider und pflanzte sich in den Gängen fort.

Irgendwo über ihr krachte es, und dann stürzte in den Antigravschächten oder in anderen abwärts führenden Hohlräumen etwas in die Tiefe.

Sie lachte schrill.

„Du bluffst, Tormeister. Damit kannst du mich nicht beeindrucken. Laß dir etwas anderes einfallen.“

Eine Energiespirale bildete sich über einigen der Nakken. Sie wirbelte herum und schoß auf Aysxixa zu, umgab sie, verstärkte sich und schlug zu den Nakken zurück. Dort färbte sie sich rötlich ein, fuhr zu der Gavvron hinüber, wurde über ihr noch ein wenig rötlicher, kehrte zu den Nakken zurück und nahm eine tiefrote Färbung an.

Aysxixa beobachtete das Geschehen. Allmählich wurde ihr klar, daß sie sich in einer realen Gefahr befand. Sie wurde unsicher, und sie fragte sich plötzlich, ob der Tormeister nicht vielleicht doch die Wahrheit gesagt hatte.

„Nein“, stammelte sie und rannte einige Schritte weit in den Gang hinein, bis sie die von den Wänden ausgestrahlte Hitze zurücktrieb. „Es ist nicht so. Ich habe die Macht, nicht er.“

Doch nun war etwas anders geworden. Sie sah sich von einem roten Nebel umgeben, der zwischen ihr und den Nakken hin und her wallte, und der dabei immer dichter und intensiver wurde. Sie spürte allzu deutlich, wie sich die Spannung aufbaute, und sie begriff mit einem Mal, daß sich das Terraner-Tor seiner Explosion näherte.

Wie gelähmt blieb sie stehen. Ihre Beine gehorchten ihr nicht mehr. Langsam sank sie in die Hocke, und sie erkannte, daß sie sich in einem unvorstellbaren Maß geirrt hatte. Sie

hatte geglaubt, die psionischen Kräfte beherrschen zu können, die sie mit dem Gift in den Nacken geweckt hatte, aber die Situation war längst ihren Händen entglitten.

Das Tor wird wirklich explodieren, dachte sie. Ich habe alles falsch gemacht.

„Tormeister“, schrie sie. „Hörst du mich?“

Sie mußte einige Sekunden warten, dann entstand mitten im Energienebel die Holographie eines Nacken. Aysxixa beobachtete, daß über einigen der von ihnen mit dem Psi-Gift versehenen Nacken kleine, schwarze Flammen tanzten. Die Schneckenwesen gaben kein Lebenszeichen mehr von sich.

„Tormeister“, rief sie erneut.

„Was willst du von mir?“ hallte es ihr aus der Projektion entgegen.

„Ich sehe ein, daß ich einen Fehler gemacht habe.“ Hoch über ihr krachte es, und das Heraldische Tor erzitterte bis in seine Grundfesten hinein. „Laß uns miteinander reden. Ich will nicht, daß das Tor explodiert. Wir müssen einen Ausweg finden.“

„Zu spät“, antwortete der Tormeister. „Ich sehe keinen Weg mehr, auf dem das Tor noch gerettet werden würde.“

Aysxixa fühlte, wie ein eiskalter Schauer sie durchlief. Sie begriff endlich, welches Unheil sie angerichtet hatte.

„Das heißt, das Tor wird tatsächlich explodieren?“

„Das ist unabwendbar.“

„Dann werde ich sterben?“

„Wir alle werden sterben. Niemand auf diesem Planeten wird überleben.“ Die Stimme des Nacken war kühl und emotionslos. Dem Schneckenwesen schien es nichts auszumachen, daß sein Leben in einigen Minuten enden würde.

„Nein“, schrie die schöne Frau voller Entsetzen. „Ich will nicht sterben.“

Sie sprang auf und rannte trotz der glühenden Hitze durch den Gang bis zum nächsten Antigravschacht. Ohne zu überlegen, sprang sie hinein.

Im Schacht existierte kein tragendes Antigravfeld mehr.

Aysxixa stürzte wie ein Stein in die Tiefe.

*

„Ist es wirklich vorbei?“ fragte Toomoan Taan. Sie zog Köön Chaaer an sich und strich ihm zärtlich über den Kopf, um ihm zu zeigen, daß sie große Sympathien für ihn empfand.

Roi Danton antwortete nicht, und sie wandte sich nun vollends dem jungen Ophaler zu.

„Verzeih mir meine dummen Redensarten“, sang sie traurig. „Wenn ich dich irgendwann beleidigt haben sollte, tut es mir leid. Ich habe es nicht böse gemeint.“

„Du brauchst dir wirklich keine Sorgen zu machen“, erwiderte er. „Deine dummen Bemerkungen sind das Letzte, worüber ich jetzt nachdenke.“

Weißer Blitze schossen krachend aus den beiden Flügeln an der Spitze des Heraldischen Tores. Sie schlugen im Wald ein und setzten zahlreiche Bäume in Brand. Ein Teil des Heraldischen Siegels stürzte in die Tiefe.

„Wir haben nur noch eine einzige Chance“, sagte Salaam Siin.

„Eine Chance?“ fragte Roi Danton überrascht. „Was für eine?“

„Wir Ophaler müssen singen. Vielleicht können wir den Psi-Sturm, der das Tor zu zerreißen droht, irgendwie ablenken. Es könnte doch sein, daß wir die Energien neutralisieren oder zurückdrängen können, so daß es nicht zur Explosion kommt. Versuchen müssen wir es auf jeden Fall.“

Er drehte sich um, hob alle Tentakel, um die anderen Ophaler auf sich aufmerksam zu machen, und begann mit seinem Gesang, der zunächst ohne jede Wirkung blieb. Doch dann stimmten Toomoan Taan und Köön Chaaer ein. Ihre Stimmen machten einige

Ophaler aufmerksam, die bis dahin schicksalsergeben auf dem Boden gelegen hatten. Sie richteten sich auf und stimmten in die Melodie ein.

Roi Danton lief in die Menge der auf dem Boden liegenden Sänger hinein. Er stieß die Ophaler mit den Händen an.

„Los doch“, rief er. „Singt mit. Es müssen mehr Sänger werden. Viel mehr. Es müssen Tausende sein, die ihre Stimme erheben, nur dann könnt ihr die Psi-Energien zurückdrängen.“

Der Gesang wurde lauter und mächtiger, und er riß immer mehr Ophaler hoch. Viele Sänger ließen sich von Roi Danton antreiben, und bald begleiteten mehr als hundert Sänger Salaam Siin. Ihre kraftvollen Stimmen lösten eine wahre Lawine aus. Nach nur wenigen Minuten standen schon über tausend Ophaler aufrecht und sangen, dann waren es zehntausend, und die Zahl verdoppelte und verdreifachte sich noch.

Der Chor der Ophaler übertönte jedes andere Geräusch, und unsichtbare Impulswellen psionischer Energie rasten zum Heraldischen Tor hinüber. Die Luft schien zu vibrieren. Längst waren Kodexwahrer Dokroed und Lainish mit den anderen Somern geflüchtet.

Staunend beobachtete Roi Danton, daß sich ein blaß flimmerndes Energiefeld um das Terraner-Tor bildete, und im gleichen Maß, wie es dichter wurde, verblaßten die Flügel an der Spitze des Tores.

„Ihr schafft es“, sagte der Terraner zu dem Singlehrer, und es störte ihn nicht im mindesten, daß dieser nicht auf seine Worte reagierte. „Ihr schafft es wirklich.“

Die Zahl der Sänger wuchs immer mehr an. Die vielen Bewußtlosen erwachten und begriffen, daß der Kampf lebenswichtig für sie war. Sie standen auf, so sie die Kraft dazu hatten, und sangen.

Als sich etwa hunderttausend Ophaler dem Chor angeschlossen hatten, sah das Terraner-Tor wieder völlig normal aus. Es schien, als habe sich nicht das geringste daran verändert.

Roi Danton ging auf das Tor zu, und Salaam Siin schloß sich ihm an.

„Auch die Ophaler auf Lombok singen“, berichtete er.

„Ist das wichtig?“

„Sehr sogar“, schmetterte der Singlehrer. „Wir haben nicht nur die psionischen Energiefelder neutralisiert, sondern auch dafür gesorgt, daß die beiden Tore für einige Zeit blockiert bleiben.“

„Dann kann Lainish die Ophaler nicht von hier abziehen?“

„Auf keinen Fall. Sie müssen bleiben, und sie stehen uns zur Verfügung, so wie wir es von Anfang an geplant haben.“

Roi Danton atmete auf.

„Dann haben wir wirklich gute Chancen, das Spiel des Lebens so zu inszenieren, wie wir es von Anfang an geplant hatten.“

„Genau so“, lachte Salaam Siin.

Als sie das Heraldische Tor erreichten, entstand eine holographische Projektion vor ihnen. Zunächst dachten sie, daß es Lainish war, der sich auf diese Weise an sie wenden wollte. Doch es war nicht der Permittträger, sondern der Tormeister.

„Das Schreckliche ist noch einmal abgewendet worden“, verkündete er. „Der Gesang hat die Explosion verhindert, aber das Tor ist blockiert. Wir werden einige Zeit benötigen, bis wir es wieder in Betrieb nehmen können. Über vierzig meiner Freunde sind tot. Sie wurden von Aysxixa ermordet, die mittlerweile selbst den Tod gefunden hat.“

Die Holographie verblaßte und verschwand.

„Mehr werden wir nicht erfahren“, stellte Salaam Siin singend fest. „Und wir können auch nicht mehr erreichen. Lainish ist neutralisiert. Er sitzt vorerst auf Pailliar fest und kann das Tor nicht in Betrieb nehmen. Er kann überhaupt nichts tun. Wir können Pailliar also verlassen.“

„Wir kehren zum wartenden Netzgängerschiff zurück, sehen uns kurz auf Lombok um und fliegen dann zum Siom-System zurück. Der Countdown läuft. Das Spiel des Lebens wird bald beginnen, und außerdem kann der Ewige Krieger stündlich eintreffen. Wir sollten wirklich anwesend sein, wenn er kommt und uns das Neueste über ESTARTU berichtet.“

*

Auf dem Mond Culio herrschte hektisches Treiben. In den sublunar angelegten Basen drängten sich die Intelligenzen aus allen Teilen von Siom Som.

Ronald Tekener saß zusammen mit Roi Danton in einer kleinen Bar und trank ein Bier, als Salaam Siin hereinkam. Der Singlelehrer setzte sich zu ihnen.

„Vor dem Königstor auf dem Planeten Som haben sich Hunderttausende versammelt“, berichtete er. „Die Nachrichtenstationen verbreiten einen Bericht, nach dem Ijarkor stündlich eintreffen kann.“

Roi Danton trank sein Bier genüsslich aus.

„Du meinst also, daß wir diesen Mond verlassen und nach Som gehen sollten, um die Informationen aus erster Hand zu bekommen, die er mitbringt?“

„Genau das“, sang Salaam Siin. „Wir alle wissen, daß er auf Etustar war, um herauszufinden, was an dem Gerücht daran ist, daß ESTARTU hier nicht mehr lebt.“

„Und? Was hat man von Ijarkor gehört?“ erkundigte sich der Galaktische Spieler.

„Der Ewige Krieger hat mitgeteilt, daß er auf einer Welt am Rand der Kalmenezone haltmachen und durch das Königstor nach Som zurückkehren wird. Umfangreiche Vorbereitungen für seinen Empfang werden getroffen. Es heißt, daß Som buchstäblich Kopf steht. Besonders die dort lebenden Veteranen scheinen es nicht erwarten zu können, Ijarkor zu sehen. Inzwischen haben sich auch die Kollegen Ijarkors schon eingefunden.“

Ronald Tekener leerte sein Glas ebenfalls.

„Wir sollten nicht länger warten“, schlug er vor, „sonst kommen wir womöglich noch zu spät.“

Die beiden Terraner und der Singlelehrer erhoben sich und verließen die Bar. An einer Wand leuchtete ein Bildschirm auf. Er zeigte das größte Heraldische Tor von Siom Som, das Königstor auf dem Planeten Som.

Es war eine sternförmige Anlage mit sechs Zacken aus goldgelber Metalllegierung. Wie eine Krone ragte sie aus der für Som charakteristischen Schlackearchitektur. Die Basis hatte einen maximalen Durchmesser von etwa vier Kilometern, und sie war 500 Meter hoch. Darauf erhob sich ein fünfhundert Meter hoher Turm, auf dem - verkehrt herum - eine Vierkantpyramide thronte. Auf den Seitenflächen dieser Pyramide waren die heraldischen Siegel mit den drei Pfeilen im Dreieck als Symbol für den 3. Weg zu erkennen.

Das Königstor war normalerweise mit allen anderen 2000 Heraldischen Toren verbunden. Jetzt gab es - was kaum jemand außer dem Singlelehrer und den beiden Terranern wußte - eine Unterbrechung zumindest zu den Toren auf Pailliar und auf Lombok.

Als einziges Tor hatte es auch eine Verbindung in die Überlappungszone von Absantha-Gom/A-Shad über eine Entfernung von 1,15 Millionen Lichtjahren zum sogenannten Dunklen Himmel, wo sich der Sitz der Superintelligenz ESTARTU befand.

Auf der sternförmigen Basis hatten sich Hunderttausende versammelt. Mitten in der Menge erhoben sich zahlreiche Buden, in denen die verschiedensten Waren und Zerstreuungsmöglichkeiten angeboten wurden.

Über der Menge schwebten Dutzende von Antigravplattformen mit den robotischen Einrichtungen der Fernsehanstalten, die über das Ereignis der Rückkehr berichten wollten.

„Es wird tatsächlich Zeit“, sagte Roi Danton, als sie die Bar verließen, um sich Teleportgürtel zu holen, mit deren Hilfe sie sich nach Som versetzen konnten.

Minuten später befanden sie sich inmitten der Menge, und es schien, daß sie gerade noch rechtzeitig gekommen waren, denn eine ungeheure Erregung hatte die Menge erfaßt.

„Was ist los?“ fragte Salaam Siin einen Ophaler, der auf das Dach einer Fastfood-Bude geklettert war, um besser sehen zu können.

„Einige Animateure sind schon da“, antwortete der Ophaler respektvoll, nachdem er den Singlelehrer erkannt hatte.

„Es heißt, daß Ijarkor von insgesamt 48 Animateuren begleitet wird“, rief ein Gavvron, der einen auf dem Grill gegarten Vogel verzehrte. Er hatte einige Mühe damit. Das Fleisch war offenbar sehr zäh.

„Das würde bedeuten, daß 47 von ihnen ihren Wohnsitz bislang auf Etustar hatten“, bemerkte Roi Danton.

„Richtig“, bestätigte der Gavvron. Endlich war es ihm gelungen, etwas Fleisch herunterzuschlingen. Unschlüssig blickte er auf den stattlichen Rest, den er in den Händen hielt. Doch ihm war der Appetit vergangen. Er warf ihn achtlos weg. „So ist es wohl gewesen.“

Der Singlelehrer und die beiden Terraner drängten sich weiter nach vorn, bis sie einen recht guten Blick auf den Eingang des Tores hatten, durch den Ijarkor aller Wahrscheinlichkeit nach herauskommen würde.

Weder von den Animateuren, noch von dem Ewigen Krieger war irgend etwas zu sehen.

„Endlich werden wir etwas über ESTARTU erfahren“, rief ein Somer. Er hatte sich winzige Antigravprojektoren an die Füße geklebt, um sich mit ihrer Hilfe anheben zu können. Doch damit waren die anderen Neugierigen offenbar nicht einverstanden gewesen. Sie hatten ihm die kleinen Aggregate zerschlagen, so daß er ihnen nicht mehr die Sicht versperren konnte.

Plötzlich schien ein Ruck durch die Menge zu gehen, und es wurde still, obwohl nichts geschehen war. Wie auf ein gemeinsames Kommando blickten alle auf das Königstor. Einige Minuten lang geschah nichts, dann trat plötzlich einer der Animateure aus dem Tor.

„Es ist Srolg“, flüsterte jemand neben Ronald Tekener.

„Ijarkor ist da“, behauptete ein anderer. „Er kommt.“

Für Sekundenbruchteile erschien die Holographie eines Gavvron vor dem Königstor. Das projizierte Bild war etwa fünfzig Meter hoch, und es war schlecht koordiniert, denn der Kopf der Gestalt schwebte etwa zwanzig Meter neben dem Rumpf.

Gelächter kam auf.

„Das sollte wohl nur ein Witz sein“, vermutete ein Gavvron.

Und dann erschien Ijarkor in seiner Rüstung.

Es war eigentlich mehr eine Art fliegender Festung, die durch nichts erkennen ließ, wie der Ewige Krieger aussah. Sie war aus rostrotem Material gefertigt, war etwa drei Meter hoch und hatte an ihrer Basis einen Durchmesser von ebenfalls etwa drei Metern. Sie wirkte wie ein zu dick geratener Bowling-Kegel, der mit einer Unzahl von Auswüchsen, Vertiefungen und antennenähnlichen Gebilden versehen war.

Salaam Siin und die beiden Terraner wußten, daß diese Rüstung eine schier unverwundbare Kampf- und eine perfekte Illusionsmaschine war. Ijarkor konnte damit jede gewünschte Holographie projizieren, so hoch wie ein Heraldisches Tor, oder so winzig wie ein Siganese.

Doch jetzt schien er Schwierigkeiten zu haben, die Projektionen zu steuern. Er versuchte es mit der Abbildung eines Pterus, hatte aber auch dabei kein Glück. Das Bildnis zerfloß, ohne daß Einzelheiten erkennbar wurden.

„Irgend etwas stimmt nicht mit ihm“, stellte Ronald Tekener fest.

„Ich habe das Gefühl, daß eine ganze Menge nicht stimmt“, sagte Roi Danton.

Die fliegende Rüstung kam langsam aus dem Königstor hervor, verharrte auf der Stelle und stürzte plötzlich scheppernd auf den Boden. Dann rutschte sie einige Meter weit klirrend nach vorn und erhob sich wieder in die Luft.

Die Projektion von drei in den Himmel zeigenden Pfeilen entstand über der Rüstung, aber auch sie blieb nur für einige Sekunden, dann löste sie sich wieder auf.

„Hat er den Verstand verloren?“ flüsterte Roi Danton. „Er muß doch wissen, daß er mit dieser kläglichen Darstellung alles andere als Eindruck auf die Zuschauer macht.“

„Und das am Vorabend des Spieles.“ Salaam Siin hob seine Tentakel zum Kopf. Er wußte nicht, was er von dem Gebaren des Ewigen Kriegers halten sollte.

Die Menge wurde immer unruhiger. Lange genug hatte sie auf die Rückkehr Ijarkors gewartet. Immer wieder war sie Gerüchten über seine Mission ausgesetzt gewesen. Nun wollte sie endlich aus seinem Munde hören, was mit der Superintelligenz war.

„Ijarkor, rede doch endlich“, forderte ein Gavvron. Er war ebenfalls auf das Dach einer Bude geklettert. Aufgeregt winkte er mit den Armen zum Ewigen Krieger hinüber. Das mißglückte Schauspiel Ijarkors ermutigte ihn offenbar zu seiner Aufforderung.

Einige Somer griffen seine Worte auf und wiederholten sie im Chor.

„Was ist los?“ fragte ein Elfahder. „Da stimmt doch etwas nicht.“

„Vielleicht steckt Ijarkor gar nicht in seiner Rüstung?“ meldete ein Ophaler Zweifel an.

„Aber sicher doch“, rief ein älterer Gavvron. „Sonst hätten die Animateure es uns schon gesagt.“

Ein Großteil der Zuschauer erwartete, daß Ijarkor aus seiner Rüstung hervorkommen und sich zeigen würde. Doch sie wurden enttäuscht.

Ein scharfes Zischen ertönte, und dann wurde es totenstill vor dem Königstor.

Sekunden verstrichen, ohne daß etwas geschah, dann erklärte Ijarkor mit gebrochener Stimme: „Das Gerücht entspricht der Wahrheit. ESTARTU lebt hier nicht mehr!“

ENDE